

Er erscheint täglich nachmittags 5 Uhr, außer an Sonn- und Feiertagen. Monatlicher Bezugspreis: Für Abholer 4.50 Lit., mit Zustellung 5.— Lit. Bei den Postanstellungen: Im Memelgebiet und in Litauen 5.30 Lit. monatlich, 15.30 Lit. vierteljährlich. In Deutschland 2.14 Mark, mit Zustellung 2.50 Mark monatlich. In Deutschland keine Feiertage, Verbote usw. ausgefallene Nummern für durch Streich, nicht gelebte Bezugsgebühren nicht eintreten. Für Aufbewahrung und Rücksendung unverlangt der Schriftleitung: vormittags 11 bis 12 Uhr außer Montag und Sonnabend. Die Geschäftsstelle ist geöffnet: an Wochentagen von 1/2 8 Uhr morgens bis 1/2 7 Uhr abends. Fernsprechnummern 26 und 28 (Geschäftsstelle und Schriftleitung), Nr. 480 (Geschäftsstelle und Druckereileitung). Drahtanschrift: Dampfbootverlag.



Angaben kosten für den Raum der mm-Spaltstelle im Memelgebiet und in Litauen 18 Cent, in Deutschland 9 Pfennig; Resten im Memelgebiet und in Litauen 1.10 Lit., in Deutschland 55 Pfennig. Bei Erfüllung von Nachdruckverträgen 50 % Rabatt. Eine Gewähr für die Einräumung bestimmter Plätze kann nicht übernommen werden. Gewährter Rabatt kann im Kontrahatsfall, bei Einziehung des Rechnungsbetrages auf gerichtlichem Wege und außerdem dann zurückgezogen werden, wenn nicht binnen 14 Tagen nach Empfang der Rechnung Zahlung erfolgt. Gerichtstand u. Erfüllungsort ist Memel. Anzeigenannahme: für kleine Anzeigen bis 10 Uhr vormittags des Erscheinungstages, für alle Geschäftsanzeigen mindestens 24 Stunden früher. Die Aufnahme von Anzeigen an bestimmten Tagen wird nicht gewährleistet. Anzeigen-Aufnahme durch Fernsprecher ohne Gewähr für die Richtigkeit. Beleg-Nummern kosten 30 Cent.

Memeler Dampfboot

Führende Tageszeitung des Memelgebiets und des übrigen Litauens

Nummer 145

Memel, Sonntag, den 23. Juni 1935

87. Jahrgang

Pariser Besprechungen werden fortgesetzt

Ministerpräsident Laval hat die französischen Vorbehalte wiederholt

Und Eden die Gründe Englands für den Abschluß des Flottenabkommens mit Deutschland dargelegt

Paris, 22. Juni.

Minister Eden, der in Begleitung des englischen Botschafters und der in seinem Gefolge befindlichen zwei Beamten des Foreign Office Freitag vormittags am Quai d'Orsay eintraf, wurde vom Kabinettschef des Ministerpräsidenten empfangen, da Laval durch den Ministerrat noch aufgehalten worden war, trotzdem dieser seine Sitzung etwas vorverlegt hatte. Nach Eintreffen Lavals um 11.30 Uhr wurde mit den Besprechungen sofort begonnen. An den Besprechungen nahmen teil: Minister Eden, der englische Botschafter, der Botschaftsrat und ein Vertreter des Foreign Office sowie auf französischer Seite Ministerpräsident und Außenminister Laval, der Generalsekretär des Quai d'Orsay, Leger, und der Gesandte Massigli. Die Sitzung wurde um 13.15 Uhr unterbrochen; es fand dann ein Frühstück zu Ehren Edens statt, an dem ferner teilnahmen Kriegsminister Piétri und die Vorsitzenden der auswärtigen Ausschüsse von Kammer und Senat, Bérenger und Bastid. Nach dem Essen wurden die Besprechungen fortgesetzt.

Nach Beendigung der französisch-englischen Unterredung gab Ministerpräsident Laval den Pressevertretern gegenüber folgende Erklärung ab: „Wir haben uns in voller Offenheit über das kürzlich zwischen England und Deutschland abgeschlossene Flottenabkommen ausgesprochen. Eden hat mir die Gründe dargelegt, die seine Regierung zu diesem Beschluß veranlaßt haben. Ich habe nicht verfehlt, die Vorbehalte, die meine Regierung zu formulieren veranlaßt war, zu wiederholen. Meine persönlichen Beziehungen zu Eden genügen, um den freundschaftlichen Charakter unserer Unterredung zu bestätigen. Wir haben im übrigen die Gesamtheit der Fragen geprüft, die die gegenwärtige europäische Lage für unsere beiden Regierungen mit sich bringt und die Notwendigkeit einer engen Zusammenarbeit zwischen unseren beiden Ländern anerkannt. Wir werden unsere Unterredung am Sonnabend fortsetzen.“

Nicht gelungen, die französischen Einwände zu erschüttern

Londoner Pressestimmen zu der Pariser Unterredung

London, 22. Juni.

Die englische Presse berichtet ausführlich über den Verlauf der Pariser Besprechungen Edens mit Laval. Die Berichte gehen im allgemeinen dahin, daß es Eden zwar nicht gelungen sei, die französischen Einwände gegen das „einseitige Vorgehen“ Englands beim Abschluß des deutsch-englischen Flottenabkommens zu erschüttern, jedoch habe Eden in der allgemeinen Frage der zukünftigen Zusammenarbeit Laval zu Frieden gestellt.

Wie die „Times“ annimmt, habe Laval eine Zusage von England gefordert, daß es das im Zusammenhang mit dem deutsch-englischen Abkommen eingeschlagene Verfahren bei der Behandlung der anderen wichtigen politischen Probleme, vor allem der Luftpaktfrage, nicht wiederholen werde. Der französische Ministerpräsident habe dabei wahrscheinlich angeführt, daß sich die französischen Proteste gegen eine Wiederaufnahme Deutschlands nicht auf ein blindes Festhalten an Vertragsbedingungen stützen, da in Stresa selbst der Gedanke von Abänderungen angenommen worden sei, allerdings unter der Voraussetzung, daß die in allerding unter der Voraussetzung der Zusammenarbeit der deutsch-englischen Flottenabkommen in eine allgemeine deutsch-englische Flottenabkommen werden solle. Wenn meine Regelung eingefügt werden solle. Wenn Eden auch die französische Überzeugung, daß das britische Vorgehen weder dem Geist noch dem Buchstaben nach dem Grundgedanken „einer Einheitsfront“ entspreche, nicht habe erschüttern können, so habe er doch durch seinen Takt und durch sein Verständnis einen tiefen Eindruck gemacht. Man könne

hoffen, daß die weiteren Besprechungen am Sonnabend wirklich fruchtbar sein würden.

Der diplomatische Mitarbeiter des „Daily Telegraph“ glaubt eine merkwürdige Verbesserung der englisch-französischen Beziehungen als Ergebnis des ersten Verhandlungstages feststellen zu können. Eden habe sehr nachdrücklich erklärt, daß die englische Regierung an nichts weniger denke als daran, eine Politik auf eigene Faust in Europa zu betreiben. Gemeint habe man sich bisher nur über den Inhalt der Antwort auf die deutsche Anfrage bezüglich der Auswirkungen des französisch-russischen Paktes auf den Locarnovertrag. Die französische Regierung gelange im übrigen langsam zu der Erkenntnis, daß der ausdrückliche Wunsch Deutschlands, gewisse Fragen der europäischen Lage zu stabilisieren, ernst gemeint ist. Bertinax sagt über den Verlauf der Verhandlungen: Eden habe zunächst die Tatsache betont, daß das deutsch-englische Flottenabkommen nicht nur den Interessen Englands, sondern auch denjenigen Frankreichs und dem Interesse des europäischen Friedens diene. Anschließend wolle Frankreich eine Beteiligung an den Luftpaktverhandlungen ablehnen, wenn Deutschland nicht das von Simon in Stresa dargelegte nordöstliche Sicherheits-system annehme. Eden habe auch die Versiche-

rung abgegeben, daß die englische Regierung kein zweiseitiges Luftabkommen mit Deutschland suchen werde.

„Daily Express“ berichtet demgegenüber, es sei eine Formel für die zukünftige englisch-französische Zusammenarbeit aufgestellt worden. Eden habe telefonisch in London angefragt, ob diese Formel für die englische Regierung annehmbar wäre. — „Reuter“ zufolge nimmt die französische Regierung den Standpunkt ein, daß eine Entsendung französischer Flottensachverständiger nach London zur Zeit nicht in Frage komme.

„Wiederherstellung der Stresa-Front ist die Hauptsache“

Pariser Blätter über den Stand der Verhandlungen zwischen Laval und Eden

Paris, 22. Juni.

Die Presse beurteilt die Verhandlungen, die der englische Minister Eden in Paris führt, zurückhaltend. Allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß dieser erste Pariser Aufenthalt des englischen Ministers vor allem aufklären, aber keine eigentliche, die Zukunft festlegende Verhandlung bilden soll.

Der „Matin“ bemerkt zum Luftpaktplan: Die Verhandlungen hierüber werden sehr mühsam sein; denn man müßte nicht nur den Grundgedanken des gegenseitigen Beistandes festlegen, sondern auch die automatische Auslösung der Aktion, die anzuwendenden Mittel und vor allem die Art und Weise der Kontrolle der Luftstreitkräfte bestimmen. Für Frankreich sei die Wiederherstellung der Front der internationalen Zusammenarbeit von Stresa die Hauptfrage.

„Petit Parisien“ glaubt, daß Edens Hauptziel in der Besprechung der Verhandlungen über ein Luft-Locarno bestehe. Eden sei gekommen, um Laval den Vorschlag zu machen, über das Luftabkommen in erster Linie und gesondert zu verhandeln. Wenn Eden diesen Vorschlag

gemacht habe, sei er wahrscheinlich auf einen starken Widerstand gestoßen, da Laval und Laval die englischen Anregungen hinsichtlich der Deutschland zu gewährenden Zugeständnisse nur unter der Voraussetzung gebilligt hätten, daß gleichzeitig in Ost- und Mitteleuropa die Sicherheit organisiert würde. Frankreich erkenne zwar die Zweckmäßigkeit des Luftpastes an, müsse aber an der gegenseitigen Abhängigkeit und Unlösbarkeit der einzelnen Rüstungen festhalten. Wenn die Luftpaktangelegenheit geregelt wäre, würden die Themen, die England und Deutschland angingen, erschlaffen, und Frankreich würde sich hinsichtlich der Begrenzung der Rüstungen zu Lande in einer unvorzteilhaften Stellung befinden.

„Deuxième“ behauptet, daß die französischen Einwände auf Eden starken Eindruck gemacht hätten. Im Augenblick sei es nicht angebracht, die neue, aber noch etwas verborgene französisch-italienische Freundschaft durch Aufheben der heiligen Frage der französisch-italienischen Flottenpartizipation zu gefährden.

Das zu der Außenpolitik Lavals in Opposition stehende „Echo de Paris“ bezweifelt, ob Laval auf den bedauernden Hinweis Edens, daß Frankreich sich im Frühjahr nicht auf eine Vergleichslösung in der Frage der Vordrängungen eingelassen habe, die gehörige Antwort gegeben habe. Das Blatt warnt vor der Gefahr, daß bei einer Vertiefung des Locarno-Vertrages Frankreich die Hände gebunden werden könnten, und ist im übrigen von der Zwecklosigkeit der jetzigen Verhandlungen überzeugt, solange sich die englische Politik in ihren gegenwärtigen Bahnen bewege.

Der Führer der französischen Marxisten, Leon Blum, erklärt im „Populaire“: Die englische Politik gehe in der Flottenfrage auf selbsttätige Erwägungen zurück. Aber auch Laval und Laval hätten einen Fehler dadurch begangen, daß sie die Rede des Reichskanzlers vom 21. Mai unbeantwortet gelassen hätten. Damals hätte die Initiative bei der französischen Regierung gelegen.

„Im Interesse aller Flottenmächte!“

Der Erste Lord der britischen Admiralität über das Londoner Flottenabkommen

London, 22. Juni.

Der Erste Lord der Admiralität, Sir Bolton Forbes-Moncell, gab am Freitag im Unterhaus in Beantwortung einer Anfrage eine längere Erklärung über die deutsch-englischen Flottenbesprechungen ab. Bei Beginn der Besprechungen, so führte der Marineminister aus, hätten die deutschen Vertreter um die definitive Zukunft gebeten, ob die englische Regierung gewillt sei, den Vorschlag des deutschen Reichskanzlers anzunehmen, wonach das Stärkverhältnis zwischen der britischen und der deutschen Flotte endgültig und für immer auf 100 : 35 festgelegt werden solle.

Nach einer sehr sorgfältigen Prüfung der praktischen Wirkungen, die sich aus der Annahme dieses Vorschlages ergeben würde, habe die britische Regierung beschlossen, den Vorschlag anzunehmen, nicht nur im Interesse der künftigen Beziehungen zwischen den unmittelbar betroffenen beiden Regierungen, sondern auch als ein Mittel, den schließ-

lichen Abschluß eines allgemeinen Vertrages für die künftige Begrenzung der Flottenrüstungen zu erleichtern. Die britische Regierung habe dem Vorschlag auch deshalb große Bedeutung beigemessen, weil er die Möglichkeit einschleße, ein für allemal die Drohung einer Flottenrivalität zwischen Deutschland und England zu vermeiden, die, wenn sie einmal beginne, notwendigerweise die Interessen aller Mitglieder des britischen Commonwealth berühren werde. Die Regierung sei auch der Ansicht gewesen, daß das soeben erzielte Abkommen in diesem weiteren Sinne von entschiedenem Vorteil für die Flottenbelange anderer Mächte sein müsse. Nach jahrelangen Bemühungen biete dieses Abkommen einen festen Ausgangspunkt für weitere Besprechungen mit anderen Mächten, deren Stellung durch die Verpflichtung Deutschlands, daß es an dieser Verhältniszahl unabhängig-

gig von den Flottenbauten anderer Mächte festhalten werde, leichter werden würde. „Wir sehen daher“, so fuhr der Erste Lord der Admiralität wörtlich fort, „dieses Abkommen als einen wesentlichen Beitrag zum Weltfrieden und zur internationalen Befriedung an. Wir glauben, daß auch die deutsche Regierung diese Ansicht vertritt.“

Man hat gesagt, die britische Regierung hätte dieses Abkommen nicht abschließen sollen. Aber wir müssen den Tatsachen ins Gesicht sehen. Wir haben uns mit dem sehr praktischen Problem zu befassen, daß Deutschland bereits eine Flotte baut, die außerhalb der im Versailler Vertrag festgelegten Grenzen steht. Was wir getan haben, ist der Abschluß eines Abkommens mit Deutschland, um die Wirkungen zu ummengen, die als Folge dieser einseitigen Entscheidung Deutschlands vielleicht eingetreten wären. Wir glauben, daß dies schließlich doch im Interesse aller Flottenmächte der Welt liegt. Wir sind überzeugt, England hätte einen schweren Fehler gemacht, wenn die britische Regierung entweder den Vorschlag abgelehnt oder seine Annahme auch nur in unangebrachter Weise verzögert hätte. Es erübrigt sich, zu sagen, daß wir darauf gesehen haben, die Regierungen der Unterzeichnermächte der bestehenden Flottenverträge über den Fortgang dieser Besprechungen voll auf dem Laufenden zu halten.

Die Kritik hat ferner behauptet, England sei nicht berechtigt, sich mit der Frage der Flottenbegrenzung unabhängig von der Frage der Abrüstung zu Lande und in der Luft zu befassen. Die britische Regierung konnte diese Auffassung nie teilen. Die britische Regierung wird auch nicht irgendwie in ihren Bemühungen zur Sicherung eines Abkommens über die Land- und Luftstreitkräfte nachlassen. Im Gegenteil steht die britische Regierung der Verbindung eines internationalen Wettbewerbs in allen drei Rüstungsgruppen als eine Angelegenheit von höchst dringlicher Bedeutung an.

Im Anschluß an die Erklärung des Ersten Lords der Admiralität über das Flottenabkommen fand im Unterhaus eine kurze Aussprache statt, in deren Verlauf ein Abgeordneter fragte, ob die Regierung die Einberufung einer Konferenz der Unterzeichner des Washingtoner und Londoner Flottenabkommens beabsichtige, und ob das Abkommen mit Deutschland nach Meinung der Regierung eine Weiterentwicklung des Versailler Vertrages darstelle.

Hinsichtlich des ersten Teiles der Frage wies der Erste Lord der Admiralität auf die bereits erfolgte Diskussion an.

Photographiert und abgedruckt . . .

Tokio, 22. Juni. Die japanische Zeitung „Tokyo Nichi Nichi“ veröffentlicht in großer Aufmachung einen Geheimbefehl des früheren Leiters der chinesischen Militärkommission in Peiping und Stellvertreter des Kriegsministers Ho, der angeblich im Auftrage des Marischalls Tschiangkai-schek an alle antijapanischen und mandchukuo-eindlichen Geheimorganisationen in Nordchina gerichtet sei und in dem diese Organisationen der Kuomintang unterstellt werden. Das in einer Photographie abgedruckte Dokument trägt das Datum vom 25. Mai. Das Blatt stellt fest, daß hiermit der Beweis für die von Nanjing abgegriffenen Geheimorganisationen erbracht sei und daß dieses Dokument weittragende Bedeutung für die gesamte Japan-Politik Tschiangkai-scheks besitze.

35 chinesische Kommunisten hingerichtet

Shanghai, 22. Juni. Auf Anordnung der Nanjing-Regierung wurden 35 Kommunisten, die kürzlich bei Nanchang gefangen genommen wurden, in Swatan hingerichtet; unter den Hingerichteten befanden sich mehrere junge Frauen.

Vorbereitung für die Abbeförderung der Engländer aus Abessinien

London, 22. Juni. Der diplomatische Mitarbeiter des „News Chronicle“ glaubt zu wissen, daß die britische Regierung alle Vorbereitungen getroffen habe, um die in Abessinien lebenden Engländer im Falle von Schwierigkeiten in Sicherheit zu bringen. In Ägypten ständen zu diesem Zweck bereits große militärische Transportflugzeuge bereit.

Ein Geheimbefehl Nanjings an die Geheimorganisationen in Nordchina?

Flottenmächten hin. Es lasse sich noch nicht sagen, wann eine Vollkonferenz stattfinden könne. Die zweite Frage schneide eine juristische Angelegenheit an, und er glaube nicht, daß sie an das richtige Ministerium gerichtet worden sei.

Auf die Frage eines Abgeordneten, ob das Unterhaus eine baldige Gelegenheit zu einer Aussprache über das deutsch-englische Abkommen und über die sich hieraus ergebenden Folgerungen erhalten werde, erwiderte der Ministerpräsident Baldwin: „In allen bisher mit anderen Ländern zweifelhafte Unterhaltungen, die, wie der Fragesteller weiß, seit einiger Zeit im Gange sind, ist der wesentliche Inhalt dieser Unterhaltungen sehr vertraulicher Natur. Sie jedem-mann bekannt, ist es höchst schwierig, zu einem internationalen Abkommen zu gelangen, selbst wenn die Vertraulichkeit gewahrt bleibt. Wenn alle Einzelheiten irgend welcher Besprechungen zwischen zwei Mächten öffentlich erörtert würden, wäre die Erzielung jeden internationalen Abkommens ganz hoffnungslos.“

Der Führer der Arbeiterpartei, Opposition, Sandburn, widersprach dieser Feststellung des Ministerpräsidenten und erklärte, daß es sich um Fragen von öffentlicher und internationaler Bedeutung handele. Die Arbeiterpartei wolle der Regierung keinerlei Schwierigkeiten bei der Fortführung weiterer Verhandlungen verurteilen, aber sie lege auf eine Aussprache Wert.

Englische Ehrungen für die deutschen Frontkämpfer

London, 22. Juni. In der Stadthalle von Hove bei Brighton fand am Freitagabend ein Empfang und Festessen für die Abordnung deutscher Kriegsteilnehmer statt. Die englische Nachrichtenagentur „Press Association“ berichtet darüber wie folgt: „Deutsche und Engländer, die sich im Weltkriege in den Schlachtengräben bekämpften, gelobten gestern Abend, für den Weltfrieden zu strecken. Als die deutsche und die englische Nationalhymne gespielt wurden, vermischten sich die Heile und Hurra-Rufe, und Engländer und Deutsche gleicher Weise erhoben die Hand zum deutschen Gruß. Als Vertreter der deutschen Botschaft sprach Freiherr v. Puttk, der u. a. erklärte: „Wir, die wir unsere Kameraden sterben sahen, wollen keinen neuen Krieg.“ Der englische Abgeordnete Rawson sagte u. a.: „Durch den Austausch freundschaftlicher Besuche von Frontkämpfern können wir mehr zu der Sache des Weltfriedens beitragen als durch Dundernde von Paketen, Verträgen und Konferenzen.“ Der englische General Lloyd führte u. a. aus: „Der Prinz von Wales hat uns den Weg gewiesen. Wir können der Welt zeigen, was Kameradschaft bedeutet. Wir können eine Brücke bauen, über die die Nationen in Freundschaft und Einmütigkeit marschieren.“

420 595 Tonnen

Die Gesamttonnage der zukünftigen deutschen Flotte

Berlin, 22. Juni. Der „Völkische Beobachter“ gibt eine kurze Uebersicht über die Flottenkräfte, welche Deutschland nach dem englisch-deutschen Vertrag haben darf. Die Zeitung stellt fest, daß die Gesamttonnage der englischen Flotte 1 201 700 Tonnen beträgt, das bedeutet, daß Deutschland das Recht hat, eine Flotte von 420 595 Tonnen zu halten. Selbstverständlich werde Deutschland nicht 42 Panzerkreuzer zu 10 000 Tonnen bauen oder 420 Unterseeboote zu 1000 Tonnen, jedoch bezieht sich die Norm von 35% auf alle Kategorien von Kriegsschiffen.

In der Kategorie der Panzerkreuzer verfügt heute Deutschland über drei Einheiten der 10 000 Tonnen großen Schiffe vom Typ „Deutschland“, welche zu bauen ihm auf Grund des Versailler Vertrages gestattet war. Auf Grund der 35prozentigen Norm hat Deutschland nun das Recht, seine Kriegsschiffe um 153 750 Tonnen zu vergrößern. Wieviel neue Kriegsschiffe gebaut werden sollen, wird von ihrer Größe abhängen. England will die Maximal-Wasserverdrängung auf 25 000 Tons festgesetzt wissen, welcher Anregung Deutschland zustimmt. Zurzeit ist jedoch die 35 000 Tonnen-Norm noch in Kraft, welche auch im Washingtoner Vertrag festgesetzt wurde. Italien nutzt diese Bestimmungen noch voll aus, indem es zurzeit zwei Schlachtschiffe baut und Frankreich hat beschlossen, noch in diesem Jahr ebenfalls ein 35 000 Tonnen großes Schlachtschiff auf Stapel zu legen.

Die Wasserverdrängung der Flugzeugmutter-schiffe ist zurzeit mit 27 000 Tons festgesetzt. England schlägt vor, auf 22 000 Tonnen herunterzugehen, ein Vorschlag, den Deutschland für wünschenswert erachtet. Deutschland wird es möglich sein, zwei Schiffe solchen Typs zu bauen.

Was die schweren Kreuzer betrifft, die bis 10 000 Tonnen groß sein dürfen, so kann Deutschland fünf Schiffe dieses Typs — bisher hatte es keinen — bauen. Die Gesamttonnage der leichten Kreuzer, die Deutschland bauen kann, beträgt 67 400 Tonnen. 35 400 Tonnen hat Deutschland durch den Bau von sechs Kreuzern bereits ausgenutzt.

An Kreuzern verfügt Deutschland zurzeit über zwölf. Diese entsprechen nicht den Forderungen, da keiner von ihnen größer als 800 Tons ist. Die Gesamttonnage der Zerstörer kann Deutschland bis zu 48 000 Tons erhöhen. Hierzu ist zu bemerken, daß es laut Vertrag Deutschland gestattet ist, die für leichte Kreuzer vorgesehene Tonnage auch für den Bau von Zerstörern und umgekehrt zu verwenden, solange das auch die anderen Großmächte tun.

Die Kategorie der Unterseeboote ist die einzige, in welcher Deutschland die Möglichkeit hat, die 35prozentige Norm zu überschreiten, allerdings unter der Bedingung, daß die Gesamttonnage der deutschen Flotte demnach das Verhältnis 35 : 100 zur englischen nicht überschritten wird. Deutschland kann ebensoviel Unterseeboote bauen wie England, nämlich 52 000 Tons. Das ihm zustehende Recht wird Deutschland jedoch noch nicht in vollem Maße ausnützen und sich mit 45% begnügen, das wären 23 700 Tonnen. Zurzeit baut Deutschland Unterseeboote mit einer Wasserverdrängung von 250 Tons. In Uebereinstimmung mit England ist man in Deutschland der Ansicht, daß die für Unterseeboote festgesetzte Höchstnorm von 2800 Tons übertrieben groß ist.

In Memel soll ein Pädagogisches Institut gegründet werden

Erklärungen des Bildungsministers Professor Tunkunas

Der hiesige „Dietuvos Mitas“ bringt eine Unterredung mit dem Bildungsminister Professor Tunkunas. In dem Bericht über diese Unterredung wird das folgende gesagt:

„Das Schuljahr ist zuende gegangen. Wir stehen an der Schwelle neuer großer Reformen, nämlich der Einführung der sechs-klassigen Volksschule und des neun-jährigen Gymnasiums. Diese Reformen sind in Großlitauen eingeführt worden. Die Red. des M. D. Wie wir wissen, werden diese Reformen bereits in diesem Herbst eingeführt werden. Wenn wir eine solche wichtige Reform beginnen, müssen auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung ohne Zweifel neue Nachrichten vorliegen. Wir wandten uns an Bildungsminister Professor Joseph Tunkunas. Der Herr Minister war so freundlich uns zu informieren.

Frage: Wann und wo wird ein Pädagogisches Institut gegründet werden?

Antwort: Bereits in diesem Herbst in Memel. Am 15. September wird in ihm bereits der Unterricht beginnen. Es ist vorgesehen, im nächsten Herbst ein zweites Pädagogisches Institut in Kaunas einzurichten.

Frage: Weshalb zwei Institute?

Antwort: Ein Institut würde zuviel Hörer haben. Es würde schwierig sein, sie zweckmäßig vorzubereiten, denn im Pädagogischen Institut wird viel praktische Arbeit zu erledigen sein. Bisher brauchte man jährlich 120 bis 130 neue Volksschullehrer. Ein solcher jährlicher Zuwachs war allein deshalb nötig, weil ein Teil der alten Lehrer in Pension geht und ein Teil stirbt. Nachdem die Volksschulen zwei weitere Klassen erhalten haben (die 5. und die 6.) wird man über 50 neue Lehrer jährlich mehr als bisher brauchen. Die Lehrseminare werden bereits liquidiert. Es ist nur der letzte Kursus übriggeblieben, und die Angehörigen dieses Kurses werden im nächsten Jahr aus dem Seminar entlassen werden. Dann werden aus dem Pädagogischen Institut jährlich 170 bis 180 neue Lehrer hervorgehen müssen, so daß man über 200 Hörer in das Institut aufnehmen muß. Für ein Pädagogisches Institut wäre diese Zahl zu hoch, deshalb ist bestimmt worden, zwei Institute zu gründen.

Frage: Wer wird in das Pädagogische Institut aufgenommen werden?

Antwort: Wie Sie aus dem unlängst erlassenen Gesetz wissen, wird das Pädagogische Institut eine höhere Schule sein, die nicht weniger als einen zweijährigen Unterrichtsfaktus hat. Deshalb werden in dieses Institut wie auch in die anderen höheren Schulen nur Schüler mit einem Reifezeugnis aufgenommen werden. Außerdem werden die nach den bisherigen Prüfungsbestimmungen geprüften Volksschullehrer aufgenommen werden, welche eine fünfjährige Praxis haben, wenn sie auch nicht das Reifezeugnis besitzen.

Frage: Werden sich genügend Kandidaten finden?

Antwort: Zweifellos. Erstens bietet die Arbeit eines Volksschullehrers den idealistisch eingestellten Kandidaten ein breites und dankbares Feld für die kulturelle Arbeit und den Dienst an der Allgemeinheit. Zweitens ist denjenigen, welche das Pädagogische Institut beenden, von vornherein eine Beschäftigung gesichert, während die Absolventen der Universität schon jetzt nicht leicht sofort Arbeit finden. Drittens wird der Unterricht im Pädagogischen Institut kostenlos erteilt werden, und es ist vorgesehen, daß die Bedürftigen durch Stipendien unterstützt werden. Es ist schließlich schon die Notwendigkeit herangerufen, zwei höhere Kategorien für die Volksschullehrer einzuführen, damit die fleißigeren und Begabteren im Dienst aufsteigen können.

Frage: Wie wird im nächsten Schuljahr die Frage des fremdsprachigen Unterrichts in den Gymnasien geordnet werden?

Antwort: Bisher stand, wie Sie wissen, fast in allen höheren Schulen die deutsche Sprache als Fremdsprache an erster Stelle, an zweiter kam die französische oder englische und hier und dort auch die russische Sprache. Jetzt wird in den Anabensschulen und den gemischten Schulen die englische Sprache an erster Stelle stehen, und nur in den Städten, in denen sich mehrere höhere Schulen befinden, kann in dieser oder jener Schule auch die eine oder die andere fremde Sprache an erster Stelle gelehrt werden. In den Mädchenschulen wird die französische die erste Fremdsprache sein. An zweiter Stelle in sämtlichen Schulen wird in den einen die eine, in den anderen die andere Fremdsprache gelehrt werden können.

Frage: Weshalb ist für die Anaben die englische Sprache die wichtigste?

Antwort: Weil die wirtschaftlichen Beziehungen Litauens sich mit den Ländern ausgebreitet haben, in denen die englische Sprache die wichtigste ist. Unsere wirtschaftlichen Beziehungen mit Deutschland sind jetzt recht gering geworden. Außerdem wird für uns die Notwendigkeit immer größer, mit den Litauen und den Esten zusammen zu arbeiten, wo das Englische als Fremdsprache ebenfalls an erster Stelle steht. Schließlich wird die Kenntnis der englischen Sprache für uns wichtig sein, um die kulturellen Beziehungen mit unseren sehr zahlreichen Auswanderern in Nordamerika aufrecht zu erhalten.

Frage: Und weshalb für die Mädchen die französische Sprache?

Antwort: Die französische Sprache steht dem gesamten Programm der Mädchengymnasien am nächsten und läßt sich am besten mit ihm vereinbaren.

Frage: Wie wird es mit der lateinischen Sprache werden?

Antwort: Die lateinische Sprache soll in sämtlichen Gymnasien gelehrt werden, nur ist vorgesehen, das Programm etwas zu verringern.

Frage: Wird auch die Reform der Rechtschreibung in dem neuen Schuljahr eingeführt werden?

Antwort: Es ist selbstverständlich, daß die Reform der Rechtschreibung mit dem Beginn eines neuen Schuljahres eingeführt werden muß. Weil es aber nicht gelungen ist, die Reform bis zum Beginn des kommenden Schuljahres endgültig vorzubereiten, wird sie mit dem Schuljahr 1935/36 noch nicht eingeführt werden. Das Projekt für diese Reform wird bald veröffentlicht werden, damit die Lehrer, die in der Praxis stehen, sich zu verschiedenen Fragen ausführlich äußern können. Die Reform der Rechtschreibung darf nicht zu schnell, sondern muß sorgfältig vorbereitet werden, damit es nicht notwendig wird, sie wieder zu ändern. Weil die Reform auch die Herausgabe von Büchern, besonders von Lehrbüchern berührt, ist selbstverständlich besondere Vorsicht notwendig. Für dieses Jahr wird auch das Bildungsministerium Bücher noch in der alten Rechtschreibung herausgeben. Wenn die Reform der Rechtschreibung endgültig vorbereitet sein wird, so wird vorher offiziell bekanntgegeben werden, von welchem Zeitpunkt sie eingeführt werden wird, erklärte Bildungsminister Professor Tunkunas.

Artikel 5 des Memelstatuts hat den folgenden Wortlaut: Unbeschadet der Bestimmungen des vorhergehenden Artikels gehören folgende Angelegenheiten zum Geschäftsbereich der lokalen Gewalt des Memelgebietes: 1. Organisation und Verwaltung

der Gemeinden und Kreise. 2. Religionswesen. 3. Unterrichtswesen usw.

Das vom Präsidenten der Republik verkündete Gesetz über die Pädagogischen Institute, das in Nr. 482 der „Lietuvos Rinkis“ veröffentlicht wurde, hat den folgenden Wortlaut:

Gesetz über die Pädagogischen Institute

1.

Allgemeine Bestimmungen

§ 1. Die Volksschullehrer werden in Pädagogischen Instituten vorbereitet.

§ 2. Die Pädagogischen Institute stellen spezielle höhere Schulen dar. Sie werden vom dem Bildungsminister gegründet, unterhalten und beaufsichtigt.

§ 3. Zu Lehr- und Lernzwecken können die Institute Volksschulen als Mutterschulen und andere notwendige Einrichtungen besitzen.

§ 4. Das Bildungsministerium setzt fest: 1. die Zeit, welche für die Ausbildung notwendig ist, diese darf nicht kürzer sein als zwei Jahre. 2. die Unterrichtsfächer, die Zahl der Unterrichtsstunden, das Programm, die Prüfungsordnung, die Ferien und den Anfang und das Ende der Semester. 3. die Zahl der Hörer und die Ordnung und die Bedingungen für ihre Aufnahme.

II.

Das Lehrpersonal und die Verwaltung.

§ 5. Das Lehrpersonal setzt sich zusammen aus dem Direktor, dem Inspektor, den Lektoren und den Assistenten.

§ 6. Der Direktor wird auf Vorschlag des Bildungsministers vom Präsidenten der Republik ernannt und entlassen, das Lehrpersonal durch den Bildungsminister und der Rat und das Verwaltungspersonal durch den Direktor.

§ 7. Der Direktor ordnet die Angelegenheiten des Instituts, beaufsichtigt den Gang des Unterrichts, vertritt das Institut und führt den Vorsitz im Rat des Instituts.

§ 8. Der Inspektor hilft dem Direktor bei seinen Aufgaben und vertritt ihn im Behinderungs-falle.

§ 9. Das Lehrpersonal muß im Besitz der vom Bildungsministerium festgelegten Lehrbefähigung sein.

§ 10. Für die Zeit der Ferien wird das Gehalt dem Personal wie in der Unterrichtszeit gezahlt.

§ 11. Urlaub in der Unterrichtszeit wird dem Lehrpersonal durch den Bildungsminister gewährt.

§ 12. Der Direktor, der Inspektor, die Lektoren und Assistenten bilden den pädagogischen Rat. Der Rat wird vom Direktor einberufen. Die Sitzung ist ordnungsgemäß, wenn an ihr wenigstens die Hälfte der Mitglieder des Rates teilnehmen, unter ihnen der Direktor oder der Inspektor.

§ 13. Der pädagogische Rat hat folgende Aufgaben: 1. nimmt er Hörer in das Institut auf und entläßt sie aus ihm, 2. verleiht er Hörern von einem Kursus in den anderen, 3. gibt er den Absolventen des Instituts Diplome und 4. berät er Fragen, die von ihm, dem Direktor oder vom Bildungsministerium aufgeworfen werden.

§ 14. Für die Ausführung der technischen Arbeiten wird ein Verwaltungspersonal beschäftigt.

III. Die Hörer

§ 15. Hörer können Personen sein, welche eine höhere Schule beendet haben.

Mit Einwilligung des Bildungsministeriums können als Hörer Personen aufgenommen werden, welche eine höhere Schule nicht beendet haben, wenn sie die Bezeichnung eines Volksschullehrers führen und nicht weniger als fünf Jahre in der pädagogischen Praxis stehen.

§ 16. Zur Feststellung der Gesundheit der Hörer, Behandlung der Erkrankten und zur Beaufsichtigung der sanitären Angelegenheiten wird ein Rat beschickt.

§ 17. Für die Prüfungen und den Unterricht werden Gebühren nicht erhoben.

§ 18. Die Absolventen des Instituts erhalten Diplome, welche die Rechte eines Volksschullehrers geben.

IV. Schulbestimmungen

§ 19. Zur Durchführung dieses Gesetzes erläßt das Bildungsministerium Richtlinien.

§ 20. Dieses Gesetz tritt mit dem 1. August 1935 in Kraft.

Was Ungarn unter Gleichberechtigung versteht

Ministerpräsident Gömbös spricht über innen- und außenpolitische Fragen

Budapest, 22. Juni.

Im Oberhaus äußerte sich Ministerpräsident Gömbös bei der Haushaltsansprache auch über außenpolitische Fragen. Die Regierung werde vorläufig mit der größten Zurückhaltung die europäischen Ereignisse verfolgen. Die Donau-Konferenz sei vertagt und im Augenblick in den Hintergrund geschoben worden, da jene Staaten, die zur Frage der Gleichberechtigung hätten Stellung nehmen sollen, sich weigerten, dies zu tun. Unter Gleichberechtigung vertriebe er die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht mit einer höchstens zweijährigen Dienstzeit und den gleichen Waffen, einschließlich Luftwaffen, die der kleinen Entente zuständen. Selbst bei diesem Zugeständnis würde Ungarn über keine größere Wehrmacht verfügen, als der militärisch schwächste Staat der kleinen Entente. Es könne also von Angriffsbestrebungen nicht die Rede sein.

Sodann forderte Gömbös eine Verringerung der Lage der ungarischen Minderheiten in den Nachbarstaaten. Auf die innerpolitischen Fragen übergehend, trat der Ministerpräsident entschieden der Behauptung über seine angeblichen Diktaturbestrebungen entgegen; im Leben der Völker könnten Diktaturen nur Uebergangsperioden sein.

Im Interesse der Ruhe und Ordnung in der Wirtschaft, so führte Gömbös weiter u. a. aus, müßte das System der Interessengruppen aufgebaut werden. Die sozialdemokratischen Gewerkschaften als politische Organisationen müßten verschwinden. Den Arbeiterführern müßte man den Ausschluß an die bürgerliche Gesellschaft ermöglichen, und zwar nicht, um sie auszunutzen, sondern um sie als Brüder zu behandeln und die Harmonie zwischen Kapital und Arbeit zu sichern. Der Streik sei ein

Vergehen an der Arbeit und der Aufruf zum Streik ein Verbrechen an der Erzeugung. Das Kapital solle Diener und nicht Sklavenhalter der Erzeugung sein. Der Liberalismus habe zwar dem Lande einen materiellen Aufschwung gebracht, aber auch die Grundpfeiler des Staates zerstört.

„Die große deutsche Nation“, so schloß der Ministerpräsident seine Ausführungen, „bemühte sich, ihrer gerechten Sache auf anderem Wege Geltung zu verschaffen. Ich habe in dem Augenblick, als Deutschland die Gleichberechtigung und die allgemeine Wehrpflicht selbst verkündete, den Standpunkt vertreten, daß Ungarn Deutschland auf diesem Wege nicht folgen kann.“

Blauhemden-Führer gründet neue Partei

London, 22. Juni. Der Führer der irischen Blauhemden, General O'Duffa, hat, wie aus Dublin gemeldet wird, eine neue irische Partei gegründet, und zwar die „Nationale Korporative Partei“. Als eines der Hauptziele dieser neuen Partei wird die Ablösung des gegenwärtigen Parteiensystems durch eine Ständereaktion genannt. Eine gesamtirische Republik und ein gesamtirischer Ständestaat soll angestrebt werden. Andere Ziele der Partei sollen sein: die Bekämpfung des Kommunismus und des Kapitalismus und die Befähigung des ausländischen Einflusses auf irische Angelegenheiten.

La Paz, 22. Juni. Der bolivianische Kongress hat in Buenos Aires am 12. Juni abgeschlossene Abkommen über die Einstellung der Feindseligkeiten im Grand Chaco angenommen.

Griechische Stadt in Flammen

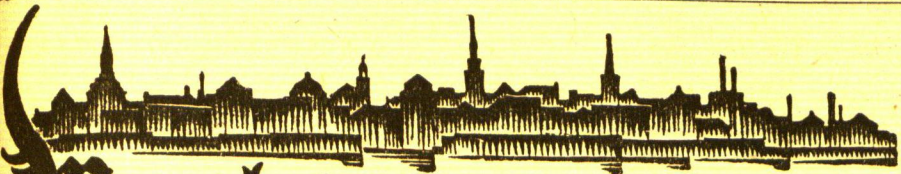
Athen, 22. Juni. In der Stadt Ebeia in Mazedonien ist ein Großfeuer ausgebrochen, das sich infolge des starken Windes und des Mangels an Feuerwehren immer weiter ausbreitet. Bisher sind an 400 Häuser mit 120 Läden im Innern der Stadt abgebrannt; die Einwohner fliehen nach außerhalb. Auch die Nationalbank, die Staatsanwaltschaft und das Gericht sowie die Volksschule sind bereits im Raub der Flammen geworden. Das Telegraphenamt ist von Flammen eingeschlossen.

Großfeuer in Peshawar

Kollutta, 22. Juni. In der im Nordwesten Indiens gelegenen Stadt Peshawar brach am Freitagabend Feuer aus. Da das Feuer durch in der Stadt gelegene Holzlager und das durch die Hitze ausgebrochene Holzwerk der Häuser begünstigt, rasend schnell um sich griff, wurden um Mitternacht Truppen zur Unterstützung der Feuerwehr alarmiert. Als alle Versuche, den Brandherd einzudämmen, gescheitert waren, beschloßen die Behörden, durch Dynamitpregnungen den brennenden Stadtteil zu isolieren. Nachdem die Bevölkerung aus der Gefahrenzone weggeführt war, sprengte man mit riesigen Dynamitmengen freie Flächen rings um den Brandherd. Weitere Einzelheiten über die Brandkatastrophe fehlen noch.

Belgisches Verkehrsflugzeug notgelandet

Berlin, 22. Juni. Das belgische Verkehrsflugzeug „D.-N. G. M.“ mußte am Donnerstag vormittag bei Kilometer fünfneunzig von Essen auf ungenütigen Gelände eine Notlandung vornehmen. Hierbei wurden fünf Fluggäste leicht verletzt, während fünf Gäste und die Besatzung unverletzt blieben.



Memel, 22. Juni
Diese Nummer umfaßt 12 Seiten

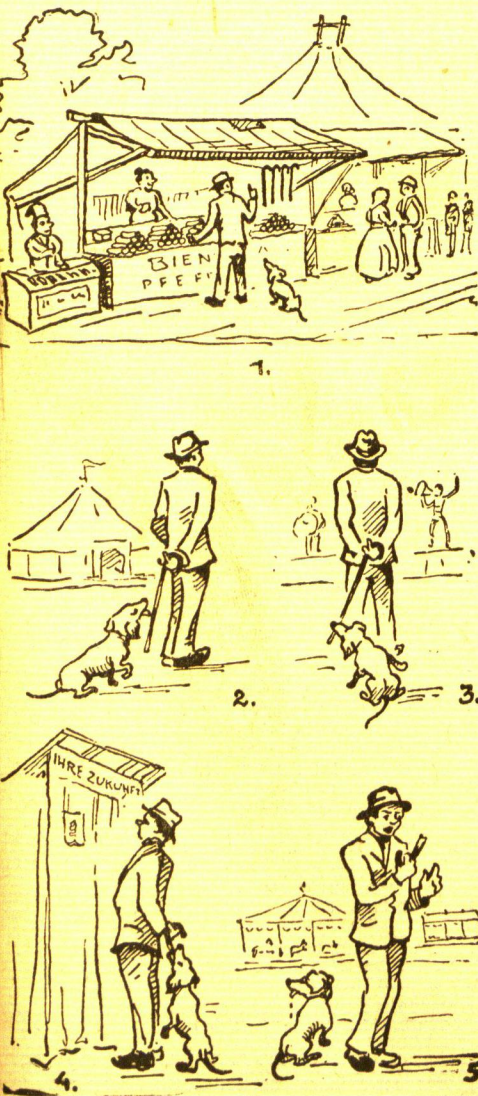
Der Verkehrsminister im Memelgebiet

Verkehrsminister Stanikauskas bereift in Begleitung des Generalsekretärs und einiger Direktoren der Eisenbahnverwaltung sowie Leiter von Dienststellen die Eisenbahnlinien Pogegen—Memel und Memel—Schoden wie auch den Memeler Hafen. Bei dieser Gelegenheit besuchte die Kommission gegen auch die Villa der Krankenkasse der Angehörten des Verkehrsministeriums „Sveikata“ in Gorterei. („Eita“)

Eröffnung der Dangeschwimmhalle an der Eisenbahnbrücke

Der „Memeler Schwimm-Club von 1932 E. V.“ feiert seine neuerbaute Badeanstalt an der Eisenbahnbrücke ab Montag, den 24. Juni, der Benutzung auch durch Nichtmitglieder zur Verfügung. Die Badeanstalt ist täglich von 10 Uhr vormittags bis 8 Uhr abends geöffnet. Der Besuch der Badeanstalt ist also auch den Berufstätigen während der Mittagspause und auch nach Dienstschluss möglich. Der Schwimmunterricht wird an jedem Tage ab 8 Uhr nachmittags erteilt. Die Benutzungsgebühren und die Gebühren für die Erteilung des Schwimmunterrichts sind der Zeit entsprechend niedrig festgesetzt worden. In den letzten Tagen sind die restlichen Arbeiten in der Badeanstalt fertiggestellt worden. So sind die Sprunganlage mit einem 3-Meter- und einem 1-Meter-Sprungbrett, Fahrstuhl für 50 Fahrräder usw. geschaffen worden. Am Ufer entlang ist eine vier Meter breite mit Seefand bedeckte Fläche für Sonnenbäder angelegt worden. Für die geplanten Schwimmfeste werden auf der anliegenden Uferböschung Sitzbänke aufgestellt werden, die einen Überblick über die ganze Schwimmbahn geben und den Verlauf der Schwimmwettkämpfe von allen Plätzen ermöglichen werden. Die Anlage ist somit mit allen erforderlichen Einrichtungen versehen und kann einer großen Zahl von Besuchern Erholung und Erfrischung bieten. Die während des Trainings erteilten Zeiten haben bereits jetzt bestätigt, daß diese Kampfbahn sehr leicht und die einwandfreieste Memels ist. Auf dieser Bahn werden daher bei den kommenden Schwimmfesten sicherlich neue Rekorde aufgestellt werden können.

Gleichzeitig wird auf die heute, Sonnabend, in der Badeanstalt stattfindende Johannisfeier des Clubs hingewiesen. Einem alten Brauch folgend will der Club beim Abbrennen der Johannisfeuer mit seinen Mitgliedern und Gästen,



Pfiffigkeit
kauft einen Spazierstock

deren Einführung gestattet ist, einige gemütliche Stunden zusammen verleben.

* Neuer Zollsatz für geschlachtete Puten in England. Wie die Industrie- und Handelskammer uns mitteilt, ist ab 2. Mai 1935 in England ein neuer Zollsatz für geschlachtete Puten in Kraft getreten. Nach diesem Tarif wird ein Zoll von drei Pence für je ein englisches Pfund erhoben.

* Schließung der Stadtbücherei zur Vornahme der Jahresrevision. Die Stadtbücherei wird zwecks Vornahme der Jahresrevision die Ausleihe vom 29. Juni bis 31. Juli und die Lesezimmer vom 29. Juni bis 20. Juli schließen.

* Memelländische Bäderzeitung. Die Nr. 1 der diesjährigen Memelländischen Bäderzeitung (Verlag: S. W. Siebert Memeler Dampfboot Akt.-Ges.) ist heute erschienen. Sie weist für die Zeit bis 17. Juni folgende Ziffern auf: Melleshergengraben 20 Kurgäste, Ridden 401 Kurgäste, außerdem Jugendherberge 256 Personen, Rint 11 Kurgäste.

* Unfall bei Lösarbeiten auf einem Dampfer am Neuen Elektrizitätswerk. Sonnabend vormittag verunglückte bei Lösarbeiten auf einem am Elektrizitätswerk liegenden Dampfer der Arbeiter Arthur Strandies, Tilsiter Straße Nr. 25 wohnhaft. Er hatte mit dem Verladebaum einen schweren Schlag gegen den Kopf bekommen, so daß er zusammenbrach. Strandies wurde nach dem Städtischen Krankenhaus gebracht.

* Das Sanitätsauto viermal nach dem Jahrmarkt gerufen. Freitag abend wurde das Sanitätsauto viermal nach dem Jahrmarkt gerufen. Zuerst brachte der Krankenwagen einen Angefallenen eines Zirkus, da er einen Krampfanfall erlitten hatte, nach dem Krankenhaus. Im Krankenhaus wurde festgestellt, daß der Mann stark angetrunken war. Er wurde darauf nach dem Polizeigewahrsam gebracht. Weiter wurde ein Wladislaw Dombrowski aus Schaulen nach dem Krankenhaus gebracht. Dieser Mann war auf der Straße zusammengebrochen. Ein gewisser Lapinski war ebenfalls auf dem Marktplatz zusammengebrochen. Bei dem Sturz hatte er Verletzungen am Kopf erlitten. Er wurde zunächst nach dem Krankenhaus und da er auch angetrunken war, nach dem Polizeigewahrsam gebracht. Schließlich wurde noch nach dem Städtischen Krankenhaus gebracht.

Das Ergebnis unserer Sammlung für die vom Hochwasser Geschädigten
17 629,26 Lit in 951 einzelnen Auszahlungen auf 33 Ortschaften verteilt

Gestern ist die letzte Abrechnung über die Verteilung unserer Sammlung für die in diesem Frühjahr vom Hochwasser Geschädigten bei uns eingegangen, so daß wir heute in der Lage sind, eine Uebersicht über die Verteilung zu geben.

Es gingen bei uns ein 17 504,21 Lit. Obwohl mit der Verteilung sofort einige Tage nach dem Eingang der ersten namhaften Spenden begonnen wurde, wurde das eingehende Geld vorübergehend bei der Städtischen Sparkasse angelegt. Diese vorübergehend angelegten Beträge brachten Zinsen in Höhe von 15,05 Lit. Zu diesen Beträgen kommt nun noch ein Zuschuß des Frauenvereins Rinten von 60 Lit und eine Summe von 50 Lit, die von der Obertertia der Herderschule Heydekrug der Evangelischen Frauenhilfe Heydekrug überwiesen wurde, so daß insgesamt 17 629,26 Lit zur Verteilung standen. Außerdem gingen elf Brote ein.

Ev. Frauenhilfe Bismard	7005,—	Lit
Ev. Frauenhilfe Heydekrug	3150,—	Lit
Frauenverein Rinten	2660,—	Lit
Frauenverein Saugen	814,26	Lit
Pfarramt Paleiten	3500,—	Lit
Pfarramt Ruk	500,—	Lit
	17 629,26	Lit

Insgesamt erfolgten 951 einzelne Auszahlungen. Die Auszahlungen verteilen sich auf folgende Ortschaften:

Altmath	550,—	Lit
Augstmal	40,—	Lit
Augstmalmoor	330,—	Lit
Gr. Augstmalmoor	155,—	Lit
Barsdehnen	35,—	Lit
Bismard u. Jodkrand	6090,—	Lit
Bundeln	120,—	Lit
Girreningen	100,—	Lit
Heinrichsfelde	120,—	Lit
Heydekrug	75,—	Lit
Jukumoor	694,26	Lit
Rinten	160,—	Lit
Kuvertshof	30,—	Lit
Medhofelmoor	1385,—	Lit
Minge	525,—	Lit
Paleiten	305,—	Lit
Paweln	30,—	Lit
Pokallna	160,—	Lit
Rugeln (Alt- u. Neu)	1375,—	Lit
Rupfalten	365,—	Lit
Ruk	45,—	Lit
Sausgallen	705,—	Lit
Schafunellen	110,—	Lit
Skirwietell	95,—	Lit
Skirwiet II	10,—	Lit
Sziehe	670,—	Lit
Sziehgrren	1870,—	Lit
	16 149,26	Lit

mengebrochen. Bei dem Sturz hatte er Verletzungen am Kopf erlitten. Er wurde zunächst nach dem Krankenhaus und da er auch angetrunken war, nach dem Polizeigewahrsam gebracht. Schließlich wurde noch nach dem Städtischen Krankenhaus gebracht.

* Libauer Radfahrer kommen am morgigen Sonntag nach Memel zum Besuch des Vereins Rad-Sport-Memel. Die Libauer Radfahrer legen die gesamte Strecke von etwa 100 Kilometer mit dem Fahrrad zurück. Das ist eine schöne Leistung, wenn man in Betracht zieht, daß die Wegeverhältnisse in Lettland ziemlich ungünstig sind und daher große Anforderung an die Ausdauer der Radfahrer stellen. Die Libauer werden an der lettlandischen Grenze von einem Mitglied des Rad-Sport-Memel begrüßt und nach Memel begleitet werden, wo sie etwa um 11 Uhr vormittags eintreffen. Der Rad-Sport-Verein hat Vorbereitungen getroffen, um die Libauer Sportkameraden würdig zu empfangen. Mittags um 12 1/2—2 Uhr wird für die Gäste in Fjehers Weinstuben ein kleines Konzert veranstaltet, wo auch gleichzeitig ein gemeinsames Mittagessen stattfindet, an dem sich auch die Memeler Radfahrer zahlreich beteiligen wollen. Am Sonntag nachmittag wird den Gästen Memel und die nähere Umgebung gezeigt werden. Eventuell werden am Sonntag auch einige Radballspiele ausgetragen. Am Montag nachmittag werden die Libauer Radfahrer Memel wieder verlassen.

* Chorkonzert der Niederfreunde am Sonntag. Das morgen nachmittag im Kurgarten von Sandfrug stattfindende Chorkonzert der Niederfreunde wird, wie man uns mitteilt, in drei Teilen dargeboten werden, deren jeder vier Nieder umfasst. Die Vorträge beginnen mit „Schäfers Sonntagsgesang“ von Conradin Kreutzer, auf welches ein Volkslied von 1789 „Das Mühlrad“ in der Bearbeitung von Hans Heinrichs folgt. An dieses reiht sich eine Volksweise aus der badischen Pfalz „Dorch, was kommt von draußen rein?“, bearbeitet von Philipp Wolfrum. Dieser Teil schließt sodann ab mit einem Rheinlied von Fr. Seidel „Am Rhein“. Im zweiten Teil gibt es zunächst zwei Friedrich Silcher-Gesänge „Der Strom der Zeit“ und „Wohin mit der Freud?“. Hierauf folgen Franz Abts „Blümlein auf der Heide“ und ein von Georg Schumann bearbeiteter „Jägermarsch“. Der

	16 149,26	Lit
Sziehkrand	85,—	Lit
Tattamischen	720,—	Lit
Uhlstuen	20,—	Lit
Wabbeln	580,—	Lit
Warruk	75,—	Lit
	17 629,26	Lit

Die Sammlung hat also einen großen, bei ihrer Einleitung kaum erwarteten Erfolg gehabt, und die oben wiedergegebenen Zahlen zeigen, daß die gesammelten Summen nicht an einige wenige Geschädigte, sondern in breitem Maßstabe in den betroffenen Ortschaften verteilt worden sind. Da der Aufruf zu der Sammlung schon gleich zu Anfang zahlreiche und namhafte Spenden brachte, war es bei dem verhältnismäßig kleinen Kreis der direkt Geschädigten klar, daß nicht nur diesen geholfen werden mußte, sondern auch Familien, die in den Ueberschwemmungsgebieten in großem Genuß leben, vielleicht aber nicht so unmittelbar getroffen waren als einige wenige Besitzer. In Uebereinstimmung mit den Personen, welche an der Verteilung der Spenden beteiligt waren und die Verhältnisse genau kennen, als auch mit den Empfängern selbst wurde deshalb der Grundsatß aufgestellt, bei der Verteilung nicht allein die direkten Schäden zu berücksichtigen, sondern auch die gesamte wirtschaftliche Lage und die Zahl der Kinder. Es sollte vermieden werden, daß z. B. ein größerer Besitzer, dem durch das Hochwasser vielleicht etwas der Saaten beschädigt waren, eine Spende erhält, während der daneben wohnende arme Mann mit einer großen Kinderschar leer ausgeht. Daß bei der Verteilung politische Gesichtspunkte vollständig ausgeschaltet wurden, ist selbstverständlich und soll nur der Vollständigkeit halber hier erwähnt werden. Die Kosten, welche bei der Sammlung und Verteilung der Spenden durch Fahrten usw. entstanden, wurden von den betreffenden Frauenhilfen und von uns getragen, so daß die eingegangenen Spenden ohne irgendwelchen Abzug den bedürftigen Familien zugute gekommen sind.

In den Ueberschwemmungsgebieten haben die Spenden, die tatsächlich für viele eine wirkliche, oftmals sehr schmerzliche Hilfe darstellten, große Freude und Dankbarkeit ausgelöst, wie aus Zuschriften und zahllosen mündlichen Äußerungen immer wieder hervorging. Diese Dankesbezeugungen galten den Spendern, von denen die meisten in der heutigen schweren Zeit selbst um ihre Existenz zu kämpfen haben, und sie galten weiter denjenigen Personen, welche die mühsame und verantwortungsvolle Arbeit der Verteilung auf sich genommen haben.

Auch wir sagen den Spendern und den Verteilern der Spenden an dieser Stelle unsern herzlichsten Dank.
Verlag und Schriftleitung.

Schlussteil beginnt mit dem „Waldbendelstein“ von Jakob Eduard Schöbinger, auf den folgen ein „Wanderlied im Mai“ von John Julia Scheffler und „Nothartig ist mein Schicksal“ von Adolf Rühl. Mit dem vom Dirigenten Musikdirektor Willy Ludewigs bearbeiteten Heimatliede „Wo die Hefes Welle“ schließt die Vortragsfolge ab.

* Schülerkonzert des Konservatoriums. Uns wird geschrieben: Im hiesigen Konservatorium für Musik, Polangenstraße 33, begannen in diesen Tagen zum Ausgang des Unterrichtsjahres 1934/35 die Prüfungen in den wissenschaftlichen Fächern und in Klavier, Violine und Gesang. Nach Abschluß dieser Prüfungen, die sich bis gegen Ende dieses Monats hinziehen, findet am 27. Juni um 20 Uhr im großen Saale des Schützenhauses der Abchlusskonzert in Gestalt eines Konzertabends der fortgeschrittenen Schüler und Schülerinnen statt. In diesem Konzert, dessen Programm von Schülern sämtlicher vertretenen Instrumente bestritten wird, werden die Musikliebhaber Memels Gelegenheit haben, neben klassischer und romantischer Musik auch Werke aus der neuen Musikliteratur zu genießen. Außer zahlreichen Solistiken gelangen auch das Klavierkonzert in c-moll von L. v. Beethoven mit Klavierbegleitung und der Ratsch-Marsch von Liszt (achtstimmig auf zwei Klavieren) zum Vortrag. Zu Beginn des Abends wird eine Gruppe der Klasse des Direktors Professor Prielschkaus für rhythmische Gymnastik einige rhythmische Übungen vorführen.

* Diebstähle. In der Nacht zum Freitag wurde aus einem verschlossenen Speicher des Grundstücks Friedrichstraße Nr. 6 ein Ballen mit verschiedenen Stoffen entwendet. In derselben Nacht wurde der Koninchenstall eines in Waisenhof wohnenden Fuhrhalters erbrochen, aus dem Stall sind 11 Kaninchen entwendet worden. Bei den Kaninchen handelt es sich um drei alte und acht junge Tiere. Am Freitag ist gelegentlich einer Zwangsaussetzung auf dem Grundstück Ferdinandstraße Nr. 8 eine goldene Damenarmbanduhr abhandeln gekommen. Auf dem Deckel waren die Buchstaben M. G. eingraviert. In den letzten Tagen ist aus einem in der Friedrich-Wilhelm-Straße befindlichen Manufakturwarengeschäft eine Rolle weißer Stoff entwendet worden.

* Polizeibericht für die Zeit vom 15. bis 22. Juni 1935. Als verloren sind gemeldet: Eine braune Ledertasche mit Inlandspaß für Luise Schwarz mit 10 Lit, eine schwarzlederne Brieftasche mit litauischem Paß und Grenzkarte für Petras Survila, verschiedene Papiere, ca. 60 Lit und ein grauer Herrenhut, eine Damenarmbanduhr, ein gelbeses Armband und zwei Paar seidene Strümpfe, ein dunkelblauer Damenschirm, ein schwarzledernes Portemonnaie mit 10,40 Lit, eine Glanzledertasche mit Zulassungsberechtigung und Steuerkarte für Auto R 461. Als gefunden sind gemeldet: Eine schwarze Brieftasche mit verschiedenen Papieren für Kurt Günther, ein Sonnenbrillenglas, ein kleines braunledernes Portemonnaie mit Inhalt, eine braune Brieftasche mit Inlandspaß für Luise Schwarz, eine bunteste Geldtasche mit Inhalt, ein Fuchswallach, zwei Bentner Hafer, ein goldener Trauring, eine Hornbrille, eine Nickelherrenuhr mit Kette, ein braunes Portemonnaie mit verschiedenen Papieren und Geld, ein grünes Kindermantelchen, eine Pute, eine schwarzlederne Brieftasche mit Inlandspaß für Eduard Naujoks und verschiedene Papiere, ein Marktfarb mit vier Pfund Blumse.

Vom Markt

Die Heuernte hat im Gebiet erst an wenigen Stellen begonnen und die Vorbereitungen ist bei vielen Besitzern schon beendet. Die Landleute haben daher in der jetzigen Zeit wenig dringende Arbeiten zu verrichten. Deshalb waren sie am Sonnabend auch in ungewöhnlich großer Zahl zum Markt und Jahrmarkt nach Memel gekommen. In den Straßen der Stadt sah man verschiedene mit Birkenlaub geschmückte Wagen, mit denen Jahrmarktsbesucher vom Lande in die Stadt kamen. Das Angebot an marktgängigen Produkten aller Art war auf allen Marktplätzen recht groß. Die Reihen der Butter- und Eierverkäufer dehnten sich bis zur Johannisstraße aus. Die Zufuhr an Gemüse, die bisher schon recht groß war, wird immer reichlicher. Auch Erdbeeren werden schon in größeren Mengen angeboten. Selbstbraten gab es heute auch schon auf dem Markt.

Der Butterpreis scheint sich auf 60 bis 70 Cent je Pfund halten zu wollen. Diesen Preis verlangten heute die meisten Verkäufer. Nur vereinzelt wurde ein höherer Preis gefordert. Eier kosteten je nach Größe 5 bis 7 Cent das Stück.

Ermahnenswert ist, daß heute etwas mehr Kuhmilch als bisher zum Verkauf standen. Sie kosteten 70 bis 90 Cent das Stück.

Auf dem Gemüsemarkt kostete Rhabarber 10 bis 15 Cent, Spargel 1 bis 1,50 Lit je Pfund. Gartenerdbeeren 1,30 bis 1,50 Lit. Gelbböden 1,30 Lit und Stachelbeeren 70 bis 80 Cent je Liter Salat und Radishes 10 Cent, Zwiebeln und Rettich 20 Cent, Mohrrüben 20 bis 25 Cent je Bund. Kleine Gurken 60 bis 70 Cent und Schlangengurken 1,50 Lit je Stück.

Auf dem Fischmarkt gab es hauptsächlich Flundern und Steinbutten. Die ersten kosteten 20 bis 35 Cent, die letzteren 30 bis 60 Cent je Pfund. Süßwasserfische waren nur in geringen Mengen am Markt. Al kosteten 1—1,50 Lit, Karauschen 30 bis 50 Cent, Barbe 30 Cent, Dorsche 15 Cent, Biersfische 20—30 Cent, Maifische 15 Cent, Schleie 30 bis 40 Cent.

Bei Stuhlverkopfung, Verdauungsstörungen, Magenbrennen, Wallungen, Kopfschmerzen, allgemeinem Unbehagen nehme man früh nüchtern ein Glas natürliches „Franz-Josef“-Bitterwasser.

Dettinga hatte sich nach Landsberg erkundigt. Es lag überall nur das Beste über ihn vor. Er war ein sehr begüterter, überall beliebter Sportsmann, vermählt, glücklich mit viel geschäftlichem Besold

In London während der „Season“

Von unserm Londoner Mitarbeiter George Popoff

London, im Juni.

In London ist zur Zeit die „Season“ in vollem Schwunge. Jeden Tag finden Galavorstellungen, Sportfeste und gesellschaftliche Veranstaltungen der verschiedensten Art statt. London amüsiert sich. Und diejenigen Menschenweesen, die es als ihre heilige Pflicht betrachten, bei allen Ereignissen der „Season“ dabei zu sein und die sonst keine „störende Nebenbeschäftigung“ haben, kommen in diesen Sommermonaten sozusagen aus dem reinen Hemd gar nicht heraus. Für andere Normalmenschen genügt es, sich ein- oder zweimal in der Woche den Panzer des Frackhemdes umzulegen, und sie sehen und erleben auch so mehr, als sie mitunter verwinden können.

Ein Abend in der Oper von Covent Garden

Denn, das muß zugegeben werden, in London während der „Season“ gibt es was zu sehen und zu erleben. Welch eine Fülle von eigenartigen und farbenprächtigen Eindrücken bietet allein ein Abend in der Oper von Covent Garden, welche die Höhe darstellt, um die sich die Londoner „Season“ dreht. Schon die Ankunft der Gäste vor dem Opernhaus vollzieht sich ganz anders, als sonstwo in der Welt. Es ist hier alles so „echte“, das Londoner Opernhaus befindet sich nämlich nicht, wie die Opern von Paris, Wien, Berlin und der meisten übrigen Hauptstädte der Welt, auf einem freien Platz, in isolierter Gegend, sondern mitten drin in Londons größtem Obst- und Gemüsemarkt und eingewängt in ein Labyrinth zahlreicher kleiner, enger Gassen. Und da nun die meisten Vorstellungen sehr früh anfangen, und viele Leute zu Fuß kommen, so sieht man jeden Nachmittag gegen 5 oder 6 Uhr um Covent Garden herum das bunteste und merkwürdigste Menschengewirr, das sich denken läßt: Herren im Frack und Damen in großer Balltoilette bahnen sich ihren Weg zwischen diesen Marktwelken, apachenhaft gekleideten Obsthändlern und anderem lärmenden Straßenvolk hindurch. Alles sticht und schubt sich, die Herren kaufen von den Marktwelken noch rasch eine Blume für ihre Damen, die Obsthändler machen ihre aufgelaunten Wägen über die smarten Herrschaften und das Ganze ist in vieler Hinsicht amüsant als das Theater, das wenige Minuten später drinnen im Opernhaus beginnt. Die Kunst, die die Bühne von Covent Garden beherrscht, ist während der ersten Hälfte des Sommers deutsche Oper, während der zweiten russisches Ballett. Doch nicht weniger bemerkenswert ist das Bild, das das Innere der Covent Garden-Oper während der „Season“ bietet. Es ist vom gesellschaftlichen Standpunkt vielleicht das Glanzvollste, was heutzutage irgendwo in der Welt gesehen werden kann. Trotz der großen Vorliebe, die die meisten Engländer für Wagnerische Musik hegen, kommt die Mehrzahl der Herren und Damen hierher wohl weniger der Kunst wegen — dazu ist ein Besuch Covent Gardens auch ein zu teures Vergnügen — sondern mehr, um gesehen zu werden und um sich zu zeigen. Aber auch das ist eine Kunst, die verstanden werden will. Kein anderes Volk besitzt hierin solch eine Meisterschaft wie die Engländer. Und wie während einer Pause das glanzvolle Dekor schillernd und prächtig gekleideter Frauen im Vestibül und auf der großen Freitreppe des Opernhauses von Covent Garden gesehen hat, der wird diesen Anblick in seinem Leben kaum je vergessen.

Der Ball der „Juwelen des Britischen Reiches“

Während der „Season“ finden auch die größten Bälle des Jahres statt. Unter ihnen war neuerdings der schönste der „Jewels of the Empire Ball“,

der „Ball der Juwelen des Britischen Reiches“. Es war eine sehr exklusive Veranstaltung, aber, wie in England öfters der Fall, auch mit etwas Business-Interesse untermischt. Der Ball sollte nämlich nebenbei für Englands Juwelier-Industrie Reklame machen. Die „National Jewellers' Association“ hatte für diesen Abend leihweise eine Unmenge herrlicher Diademe — im Gesamtwerte von über 50 Millionen Mark — hergegeben und ließ sie durch eine Reihe von Damen der englischen Gesellschaft — unter direkter Bewachung einer starken Abteilung von Scotland Yard-Detectiven — den Ballgästen vorführen. In einem Ende des Saales war eine Bühne errichtet. Über diese defilierten etwa 30 Damen der „Society“ in einer Art Mannequin-Parade vorüber und symbolisierten, jede durch den Schmuck, den sie trug, je einen Edelstein des an Edelsteinen so reichen Britischen Imperiums. Natürlich waren auch die Toiletten der Damen so gewählt, daß sie den zur Schau gestellten Schmuck besonders gut hervorhoben. Majestätisch langsam und grazios lächelnd, in Tausend Edelsteinen schillernd und glänzend, schritten sie eine nach der anderen über die Bühne: Lady Mount Temple ganz in grün als „Smaragd“, Lady Warrender in weiß als „Diamant“, Lady Ingham in einem schwarzen Kleide als „Weiße Perle“, Lady Cecilia Wellesley in einem rotfarbenen Kleide als „Schwarze Perle“, Mrs. Hart-Davies als „Saphir“, Mrs. Maxwell als „Saphir“, Mrs. Ingham als „Saphir“, Mrs. Maxwell als „Saphir“ und so weiter. Es waren junge und nicht ganz junge, schöne und weniger schöne Frauen. Doch wenn ihr Vorübergehen auch nicht immer im gleichen herrlichen Glanze erfolgte, wie die Juwelen, die sie trugen, so ergab das Ganze dennoch ein Bild von wahrhaft märchenhaftem Zauber. Gar manche schöne Frau und gar manches kostbare Juwel gab es auch unter dem Publikum zu sehen. Der Chronist schreibt nun sich wegen deren Ueberfülle mit den Namen von nur wenigen begnügen, mit bloß zwei Namen, die fast täglich in den Blättern zu lesen sind: Lady Oxford und Lady Asquith, die Witwe Henry Asquith, und Mrs. Anthony Eden, die Gattin des Vizekönigs von Indien. Die ältere ganz in schwarz, die jüngere in einem leuchtend roten Kleide, beides Frauen von eigenartiger Weise und beide mit herrlichem Schmuck geziert. Es war von vortrefflichem Reize, sie beide nebeneinander zu sehen: die Witwe des großen englischen Staatsmannes der Vergangenheit und die Gattin des vielleicht größten englischen Staatsmannes der Zukunft. Zeugen zweier geschichtlicher Epochen! Ja, die Londoner „Season“ bietet nicht nur gesellschaftlichen Zeitvertreib, sondern auch viel interessantes Material für den Beobachter menschlicher Herzen, der einmal seine Memoiren oder zum mindesten einen englischen Roman niederschreiben möchte.

Lady Hulton schämt sich ...

Ein anderer fashionabler Ball der „Season“ ist der Derby Ball, den gewöhnlich die Mitglieder der königlichen Familie mit ihrer Anwesenheit beehren. So auch heuer. Der Derby Ball fand im Grosvenor Hotel in — wie die Society-Reporter versicherten — „noch nie zuvor gesehenem Glanze“ statt. „Ganz London“ war versammelt. Das königliche Paar, der Herzog und die Herzogin von Kent, und auch sonst war alles sehr feierlich und vornehm. Doch als der Ball in vollem Schwunge war, ereignete sich ein Zwischenfall, der in keiner Weise etwas „Vornehmeres“ an sich hatte und alle Anwesenden aufs peinlichste berührte. Die Urheberin dieses „Incidents“ war Lady Hulton, eine der vornehmsten Damen des Balles. Sie versteigerte ein Stück Bildleinwand, auf das Mr. Linnwood Palmer, ein englischer Tiermaler, versprochen hatte, gratis eines der im Derby rennenden Pferde zu malen. Lady Hulton eröffnete die Auktion, indem sie selbst für das zu malende Bild 100 Pfund Sterling bot. Lange meldete sich niemand. Dann bot jemand 101 Pfund.

Mrs. Anthony Eden, die Gattin des Vizekönigs von Indien (links), Lady Oxford (Mitte) und unser Londoner Berichterstatter George Popoff auf dem International Ball.



Zögernd folgten andere nach. Mit großer Mühe gelang es Lady Hulton, die Angebote auf 200 Pfund Sterling hinaufzutreiben. Doch dann wollte niemand mehr einen Penny hergeben und Grabschweigen trat ein. Inmitten der Stille hörte man nur das schwere, aufgeregte Atmen der Lady Hulton. Endlich konnte sie nicht mehr an sich halten. Wütend plätschte sie los: „Ich selbst kaufe das Bild für 300 Pfund! Mr. Linnwood Palmer ist der größte Tiermaler der Welt. Er erhält gewöhnlich pro Bild 1000 Pfund Sterling. Hier aber will sich niemand finden, der für das gewiß herrliche Bild, das Mr. Palmer zu malen versprochen hat, lumpig 500 Pfund zahlt, noch dazu für solch einen wohlthätigen Zweck, dem die Einnahmen aus diesem Balle zugute kommen. Es ist unglaublich! Meine Herrschaften, ich schäme mich für Sie alle in Grund und Boden.“ Ein eisiges Schweigen folgte. Alles blickte zum Herzauspaare hin. Sollte Lady Hulton sich auch des Herzaus und der Herzogin von Kent schämen? Darüber weiß die Chronik der Londoner „Season“ leider nichts zu berichten. Für den Nichtengländer ist es aber zur Beurteilung der Dinge in England gewiß lehrreich zu erfahren, daß man sich in diesem Lande „in Grund und Boden schämt“, wenn nicht jedermann sofort bereit ist, Lumpig 500 Pfund Sterling (nach nominalem Kurse etwa 15000 Lit) für ein noch nicht einmal gemaltes Bild eines der breiten europäischen Desfinitivität kaum bekannten Malers herzugeben. Liebe Lady Hulton, wenn Sie nicht schlimmere Sorgen haben ...

Die „Night Clubs“ in Soho

In England dauern die Bälle in der Regel nicht gar so lange, wie in anderen Ländern. Sie ziehen sich nicht bis in den frühen Morgen hin. Etwa um 1 Uhr, spätestens um 1.30 geht alles auseinander. Aber bei weitem nicht alle gehen nach Hause. Die Amüsierlustigen begeben sich dann nach Soho, in die sogenannten „Night Clubs“. In England besteht bekanntlich für den Kaufmann alkoholischer Getränke Polizeistunde: nach 11 Uhr abends dürfen keine „erheiterten“ Getränke mehr genossen werden. Aber wer sich nicht heiter genug fühlt, der hat selbst in hoffentlichster Nacht stets die Möglichkeit, einen „Club“ aufzusuchen. Diese „Night Clubs“ dürfen indessen nicht mit den unheimlich ferien Clubs der St. James' Street und des Pall Mall verwechselt werden. Das Wort „Club“ ist, was die „Night Clubs“ anbelangt, eine schamvolle Camouflage. Die Night Clubs sind bloß Trink- und Amüsierstätten oder, kürzer gesagt, einfache Nachtlokale. Um zu ihnen Zutritt zu erlangen, braucht man nur in der Theorie Mitglied zu sein. In der Praxis genügt es, dem Portier ein Trinkgeld zu geben, um sofort und auf der Stelle „Mitglied“ zu werden.

Diese Nachtlokale sind das exakte Seitenstück zu den amerikanischen „Speakeasies“ der Prohibitionszeit. Und besonders in den letzten Monaten, da viel Fremde aus der englischen Provinz, aus dem Empire und vom Kontinent nach London kommen, sind die Night Clubs in London wie Pilze nach dem Regen aus der Erde geschossen. Es gibt Night Clubs verschiedenster Art. Manche, in denen es sehr hoch hergeht und wo nur Champagner genossen wird, und manche, in denen man weniger vornehm ist und in Gesellschaft von Niggern einen Wisten von sehr zweifelhafter Güte trinken kann. Das Publikum ist sehr gemischt. Allerhand Varietékünstler, Bohème-Typen und heruntergekommene Gestalten zusammen mit Vertretern des „Smarten Set“, deren abendlichem Dreck man es ansieht, daß sie gerade aus der Oper oder von einem der großen Bälle der „Season“ kommen, um hier im Night Club vom angeblichen Abend zu retten, was gerettet werden kann.

Die Kehrseite der Medaille

Die meisten Clubs befinden sich in Erdgeschossen. Es ist in ihnen eng, vollgeraucht und stickig, und nachdem man von der „Atmosphäre“ des Londoner Nachtlebens genug gekostet hat, ist es rasch, den Heimweg zu Fuß anzutreten und etwas die frische Morgenluft einzuatmen. Von Soho, wo die meisten Night Clubs liegen, führt der Heimweg nach dem Westend über Trafalgar Square, die Mall und den St. James' Park, am Buckingham Palace vorbei. Es sind dieselben Straßen, die noch kürzlich anlässlich der Jubiläumsspektakel festlich geschmückt waren. Die Hälfte der Tribünen ist bereits abgebrochen, einige — ihres Fahnenstahms beraubt und wie groteske Skelette anzusehen — stehen noch. Keine fröhliche, lärmende und festlich gekleidete Menge sitzt mehr auf den Bänken der Tribünen. Aber bei näherem Hinsehen gewahrt man, daß sie dennoch nicht ganz leer sind. Sie und da schlafen auf ihnen, eng zusammengekauert und die Füße über die Köpfe gezogen, allerhand sonderbare Glendegestalten. Es sind die Schiffbrüchigen der Millionenstadt London. Es ist unerträglich, weshalb diese irrsinnig reiche Stadt für diese Vermittler unter ihren Bewohnern nicht Unterkunft schaffen kann. Aber sämtliche Bänke der Mall und des St. James' Parks sind jede Nacht von diesen Bedauernswerten besetzt. Sie schlafen hier — angelehnt der eleganten Herren und Damen, die schwankenden Ganges aus den Nachtlokalen kommen, angelehnt des Buckingham Palastes, von dessen Dache stolz die Standarte des Hauses Windsor weht, und angelehnt des geschmacklos prächtigen Denkmals der alten Queen Victoria, die fast und hochmütig auf sie niederstaut ...

Die Perle / Van E. Brandeis

Nolde kannte ihn seit zehn Jahren. Thomas Bratt war äußerst liebenswürdig und in jeder Weise zuvorkommend. Nolde erinnerte sich gerne an hundert Gelegenheiten, Begegnungen mit Bratt, in größerer Gesellschaft, auf dem Rennplatz, bei abendlichem Zusammensein, manchmal auch nur zu zweit, Nolde, Bratt und seine junge Frau; immer und bei jedem Anlaß hatte sich Bratt als ein Mensch gezeigt, der einwandfrei in jeder Hinsicht handelte und jenes Maß von Takt besaß, um ohne weiteres als vornehm und vertrauenswürdig gelten zu können. Zu einer Freundschaft zwischen Nolde und Bratt war es trotz der zehn Jahre nicht gekommen, sei es deshalb — wie Nolde dachte — weil bisher zwischen ihnen kein ernstes und tieferes Erlebnis lag, wie es wohl notwendig gewesen wäre, um zwei Menschen einander ganz nahe zu bringen. Jedoch stand für heute Abend ein Ereignis bevor, das mit einem Schlag ihr Verhältnis zueinander von Grund auf beleuchten, wenn nicht gar verändern mußte.

Nolde schlich langsam, fast bedächtig den schmalen Kiesweg zwischen den Beeten des Gartens entlang auf das Haus von Bratt zu. Seit einer Stunde war die Sonne untergegangen, Nolde war gekommen zu einem Abendessen, das als Rahmen, als Gelegenheit zur nachfolgenden Unterzeichnung des Vertrages angelegt worden war. Der Vertrag ging um eine hohe Geldsumme, mit der Nolde auf Anregung von Bratt sich an einem Unternehmen beteiligen sollte, das hohe Gewinnaussichten versprach und dem Bratt vorstand. Allerdings waren die Verhältnisse dabei so verlagert, daß keine beträchtliche materielle Sicherheit für die von Nolde zu leistende Einlage gestellt werden konnte, ein Umstand, dessen Nachteile aber Bratt gutzumachen gewußt hatte, indem er sagte: „Wir kennen uns seit zehn Jahren, Nolde — Sie dürfen überzeugt sein,

daß mir die Sicherheit Ihres Teiles am Herzen liegt, so, als wäre es mein eigenes Geld.“ Dies war ein Versprechen gewesen von Mann zu Mann, Nolde hatte keinen Anlaß, den ehrlichen Sinn dieser Worte anzuzweifeln; andererseits mußte er daran denken, daß er mit dem beabsichtigten Schritt sein ganzes Vermögen einzusetzen im Begriffe stand.

Er hatte das Haus erreicht, das Mädchen öffnete, die Hausfrau selbst stand schon daneben und empfing ihn in herzlicher und vertraulicher Gelassenheit, so, als sei Nolde ein Gast, der jeden Tag, ohne sich anzumelden, in diesem Hause aus- und eingehen konnte. Dann kam auch Bratt, gleichfalls in bester vernünftiger Stimmung, man sah einander gegenüber und plauderte angeregt, unterhielt sich über Ereignisse in der Gesellschaft, sprach von Reiseplänen, kurz und gut, all die kleinen und unwichtigen Dinge wurden gestreift, die der Alltag mit sich bringt und über die man sich unterhält, wenn es gilt, eine an und für sich nutzlose Zeitspanne möglichst angenehm mit Belanglosem auszufüllen. Die bevorstehende geschäftliche Hauptache ließ man vollkommen in den Hintergrund treten und wurde mit keinem einzigen Wort gestreift.

Endlich kam das Mädchen und meldete den Abschluß der Vorbereitungen, die Hausfrau stand auf und bat ihren Gast zu Tisch. Lachend gingen sie ins Nebenzimmer und nahmen Platz. Inzwischen kam schon wieder das Mädchen mit Wein und einer Platte Austern. In diesem Augenblick verbeugte sich Nolde lächelnd vor der Hausfrau, ihr für die liebenswürdige Aufmerksamkeit dankend, die sie ihm heute ebenso wie sonst erwiesen hatte. Ein einziges Mal hatte Nolde geäußert, daß er Austern für sein Leben gern essen würde, und nun hätte er darauf schwören können, daß er jedesmal, wenn er bei Bratt zu Gast war, Austern erhielt.

Man sprach nur wenig, schließlich freute sich die Hausfrau über das Vergnügen, mit dem Nolde soeben die zehnte Auster schlürfte; sie stand auf, um Licht zu machen, draußen war es noch hell, aber im

Zimmer hatten sich die Schatten der Dämmerung überraschend schnell verdichtet. Sie ging zum Tisch zurück und startete auf Nolde.

„Was ist Ihnen?“ fragte Bratt.

Nolde sah zurückgelehnt auf seinem Stuhl, dann streckte er rasch die Hand vor. Zwischen Daumen und Zeigefinger lag eine große Perle.

„Eine Perle gefunden!“ rief er die Frau.

„Lassen Sie sehen!“ sagte Bratt erregt, und noch bevor Nolde sie ihm recht hinreichend konnte, hatte Bratt sie heftig ergriffen. Er ging zum Tisch damit, legte sie flach auf die Hand und betrachtete sie aufmerksam und zugleich bewundernd.

„So groß!“ rief er, „so schön! — einwandfrei, ohne jeden Fehler!“

Dann hob er den Kopf, und mehr zu sich selbst als zu den anderen sprach er fast triumphierend: „Tausende ist diese Perle wert!“

„Oh!“ sagte seine Frau überrascht.

Nolde stand auf, er ging auf Bratt zu.

„Sie wissen gar nicht“, sagte er, „wie ich mich freue, ich kann es noch gar nicht fassen, mit einem einzigen Schlag gleich so viel Geld zu finden — ein solch glatt zu finden.“

„Sie sind ein Glücksvogel“, antwortete Bratt, gleichzeitig schloß er seine Hand. „Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll.“

Nolde schaute Bratt verständnislos an.

„Mir danken — für was?“

„Für die Perle!“ lachte Bratt.

„Für meine Perle?“ sagte Nolde gedehnt.

Bratt versuchte wieder zu lachen. Es gelang ihm kaum, seine Mundwinkel waren erschläft und zeigten den Ausdruck von gezwungener und starrer Heiterkeit. Er klopfte Nolde auf die Schulter.

„Ein guter Wit — Ihre Perle!“

Dann riß er sich plötzlich zusammen und sagte vollkommen ernst:

„Selbstverständlich gehört die Perle mir.“

„Ich habe sie gefunden“, sagte Nolde hart.

„Ja“, erwiderte Bratt, „allerdings, aber in einer Auster, die ich gekauft habe, die mein Eigentum ist.“

„Ich bin Ihr Gast“, sagte Nolde, „Sie haben mir die Auster geschenkt.“

Wieder lachte Bratt auf, diesmal lag unverkennbar in seiner Stimme ein großer Hohn.

„Lieber Nolde“, sagte er herausfordernd, „Sie dürfen nicht denken, daß ich Sie mit Perlen bewirte, wenn Sie zu mir kommen. Wir kennen uns zwar schon lange.“

„Nein“, unterbrach ihn Nolde, „ich glaube, ich lerne Sie erst heute kennen.“

Dann war es, als verlöre Nolde eine letzte Rettung.

„Ich habe die Perle gefunden — Ihnen hat die Auster gehört — wollen wir wenigstens den Gewinn teilen!“

Bratt stand immer noch an der gleichen Stelle vor dem Tisch. Er ballte die Hand noch krampfender um die Perle zusammen. Eilig falt, abweisend und starr stellte er fest:

„Herr Nolde — ich bin nicht in der Lage, Ihnen auch nur eine halbe Perle vorzusetzen.“

„Dann kann ich also gehen“, sagte Nolde plötzlich.

Die Frau hatte bisher starr und wortlos den Kampf beider Männer verfolgt. Jetzt trat sie Nolde entgegen.

„Bleiben Sie doch bitte — zum Essen.“

Zu Bratt gewandt sagte sie:

„Ihr hattet doch etwas vor — nachher.“

„Danke!“ sagte Nolde kühl, „ich danke für beides.“

„Guten Abend.“

Dann ging er.

Draußen, als das Gartentor hinter ihm zusiel, blieb er auf der Straße stehen und atmete hörbar laut auf.

Sein Vermögen war gerettet. Bratt hatte die Prüfung nicht bestanden.

Nolde hatte die Perle von zu Hause mitgebracht. Die Perle war falsch.

Berliner Tagebuch

Der Wedding hat Jubiläum — Die Schlachten in den Pharusfälen — Autokorso in der Siegesallee — Der Staatskommissar fährt mit Holzagas in seine Heimat — Wiedersehen mit der Sommerfrische — Ein Neuköllner hat Geburtstag — Lilians Heimkehr

Berlin, im Juni.

Wir feiern wieder ein Heimatfest. Neulich gab es eine Heimatwoche in Steglitz, in dieser Woche feiert der Wedding seine 75jährige Zugehörigkeit zu Berlin. Der Wedding ist heute Berlin N und unsere dichtest besiedelte Arbeitergegend. Ursprünglich sollte er gar nicht zu Berlin kommen. 1811 wurde amtlich festgestellt: „Der Wedding gehört nicht zum städtischen Terrain, sondern zum flachen Lande.“ Der Magistrat hatte vor, daraus eine selbständige Landgemeinde zu bilden, die dann dem Landkreis Niederbarnim angehört hätte. Aber der zuständige Landrat bewies dem Ministerium, daß die Bewohner hier so arm wären, daß sie die Kosten für eine eigene Gemeindeverwaltung nicht aufbringen könnten. Sie wären nicht dazu zu bringen, Steuern zu zahlen. Niemand wollte den Wedding haben. Da bekehrte sich der Minister, daß der Wedding nach Berlin einzuverleiben sei. Seine Bevölkerung hat dann den Berlinern oft Kopfschmerzen gemacht. Das führte dazu, daß hier einmal der erste Arbeitsdienst eingeführt wurde. Nach der Märzrevolution von 1848 spielten hier die Arbeitslosen weiter Revolution, veranstalteten Umzüge und Privatrevolten. Da verfügte der Magistrat, daß sie ihre Unterstützungsgelder nur erhielten, wenn sie in den vor dem Wedding gelegenen Nebbergen Sand karrierten. Davon waren sie dann abends so müde, daß sie keine Lust mehr zum Revollieren verspürten. Gelegentlich aber ließen sie doch den Spaten fallen und zogen mit dem Rufe: „Ein in die Stadt, die Freiheit ist in Gefahr!“ nach dem Stadtzentrum. Da erklang von Bürgerwohnungen zu Bürgerwohnungen der Schreie: „Der Wedding kommt!“ schnell schloß man Rollläden und Geschäfte. Auf dem Wedding stand auch Berlins letzte öffentliche Mietskammer. Die letzte Einrichtung fand hier genau vor hundert Jahren statt, als ein Gassenmörder nach dem Urteil „von unten heraus mit dem Rade zu Tode gebracht wurde“. Als seiner Zeit Dr. Goebbels begann, Berlin für den Nationalsozialismus zu erkämpfen, begann er seine Arbeit bei den heißblütigen Einwohnern der Weddinggegend. Hier waren es die berühmten „Pharusfälen“, wo harte Sanktionen ausgeprochen wurden, die in der Geschichte des Berliner Nationalsozialismus unvergessen sind.

Die Siegesallee hatte ein denkwürdiges Erlebnis: Sie war die Endtrotte des großen Autokorso von 1935. Aber dieser Korso war kein Schönheitswettbewerb, sondern eine wirtschaftliche Demonstration. Die Wagenreihe setzte sich nur aus Fahrzeugen zusammen, die nicht mit Benzin betrieben werden. Der Berliner Staatskommissar hat eine große Aktion eingeleitet, um möglichst viele Kraftfahrzeuge mit heimischen Treibstoffen versehen zu lassen. Er ist selber mit gutem Beispiel vorangegangen: er hat eine Fahrt in seine Taunusheimat, 1500 Kilometer lang, mit einem durch Holzagas getriebenen Auto unternommen. Und noch im Laufe dieses Sommers werden in Berlin versuchsweise ein Omnibus mit Leuchtgas, ein Kraftwagen mit Holzgas und zwei Kraftwagen für Klüffelfahrer als Versuchsfahrzeuge in Betrieb genommen werden. Die städtische Elektrizitätsgesellschaft richtet in der Stadt zwanzig Dienststellen ein, wo elektrisch betriebene Fahrzeuge laden können. Der Ladestrom wird so billig abgegeben, daß bereits eine immer größer werdende Menge von Fahrzeugen diesen Tarif ausnützen. Auch der Antrieb von Omnibussen durch Holzagas hat eine große Zukunft. In den deutschen Wäldern fallen alljährlich bei der Ernte des Kieholzes große Mengen Brennholz ab, das ungenutzt verrotzt. Und so werden wir bald mit Omnibussen durch Berlin rasen, die ihren Treibstoff aus Kieholz und Zweigen gewinnen, unter denen wir Sommer im Schatten spenden, spenden uns im Winter Bewegung. Hübsch, sich auszumalen, wenn wir an kalten Januartagen den langen Weg vom Büro nach Hause fahren und schneeförmig das Waldesrauschen aus dem Erzgebirge gebenden, dieses Waldesrauschen seine Fortsetzung im Tackel des Motors findet, der uns über den Potsdamer Platz bewegt. In der Linie I fährt uns unsere Sommerfrische über den Kurfürstendamm.

Bei dem Kraftwagenkorso sahen wir bereits fünfzig Fahrzeuge verschiedener Art, die nicht mit Benzin betrieben wurden. Ein Feuerwehrauto elektrischer Art trug ein Schild: „Ich laufe bereits 25 Jahre!“ Träumerisch sahen die Herrenfahrer, die in die Bellevuestraße einbogen, in eine goldene Zukunft, wo auch sie mit billigen heimischen Treibstoffen fahren können und nicht mehr seufzend an der Tankstelle den schweren Koffer für Benzin kleben müssen.

Montag machen alle Berliner Schauspieler eine Dampferparade. Ursprünglich sollte es bloß eine Kremsfahrt werden, aber der Anmeldungen wurden so viele, daß man gleich einen großen Dampfer chartern mußte, um alle befördern zu können, die ins Grüne wollten. Der Unfall ist ein kleines Fest: Jacob Tiedtke wird heutigens Tages alt. Der große Komiker ist ein echter Berliner, mit Spreewasser getauft und bis auf ein Gastspiel am Wiener Burgtheater nie von Berlin fortgewesen. Eigentlich hatte er Bäder werden sollen, aber da hätte es die Hafenheide nicht geben dürfen. Die Hafenheide ist die große breite Allee, die den Berliner Süden mit der Landschaft Neukölln verbindet. Links und rechts an ihren Seiten liegen die großen Biergärten, die die Ausflugsziele des alten Berlin waren, als man noch nicht das Wochenende mit seinen Ausflugsgehilfen kannte. In diesen Gärten traten Artisten auf, ein paar davon besaßen große Sommerbühnen, und was da oben gezeigt wurde, wirkte nachhaltig auf jedes Kindergemüt, das in Neukölln aufwuchs. Es reizte zur Nachahmung und so kommt es, daß viele Neuköllner später auch Artisten und Schauspieler wurden wie unser Jacob Tiedtke. Willi Schäfers hat aus seinem Lebenslauf eine launige Revue gedichtet, die in der Nacht zum Sonnabend im Hause der Kameradschaft der Künstler aufgeführt wird. Tiedtke ist der Hafenheide, Tiedtke als Bäderlehrer, Tiedtke lernt Theater, Tiedtke und die Wiener Fäker heißen ihre ersten Stationen — viele seiner Kollegen und Kolleginnen wirken mit, lachend kommen sie von den Proben und freuen sich auf diese frohe Nacht. Als Ehrengeheim wird dem Geburtstagskind eine Kassetten überreicht, für

die Minister, Bühnenkünstler, Maler, Photographen eigenhändige Beiträge geliefert haben. Recht angenehm wird Papa Tiedtke ein „eigenmündlicher“ Beitrag sein, den er an seinem Ehrenabend bekommen wird: er kriegt einen Kuß von einer höchst berühmten Frau, die wir lange vermisst haben und die gestern auf dem Flughafen Tempelhof angelogen ist: Lilian Harvey. Die Lisa hat sie von Hollywood zurückerobert. Welche Karriere hat diese Frau hinter sich! Am Strand von Heringsdorf ist sie einst von einem Berliner Filmdirektor entdeckt worden, als sie noch ein kleines, blondes Girl war. Viele, die mit ihr zum Ruhm gekommen sind, sind inzwischen wieder in

den Untergrund getreten, aber Lilian Harvey wuchs weiter und wurde ein bleibender Stern, weil sie rastlos an sich und ihrer Kunst arbeitete. Man rühmt ihr nach, daß sie keine Starlaunen kennt. Was die Rolle von ihr verlangt, das tut sie. Als sie einmal in einem Film eine Seiltänzerin zu spielen hatte, lernte sie richtig seiltanzen, nie braucht sie ein Double. Jetzt wird sie einen Film zugleich deutsch und englisch drehen und das ist der erste Film, der seit vielen Jahren in Berlin zugleich in einer englischen Fassung gedreht wird. Der erste Berliner, der Lilian Harvey bei ihrer Heimkehr nach Berlin begrüßte, war Willi Frisch, mit dem sie so viele Filme gedreht hat. Willi Frisch und Lilian — über beide haben die Berliner Neugierigen sich manch zärtliche Romane zusammen-gereimt. Nun können sie sich neue Verse dazu dichten.

Lilian Harvey filmt wieder, Hans Albers ist auch im Anrollen, man sieht vergnügt in den nächsten Filmwinter.

Der Berliner Bär.

Die Filmwoche

Wie weit ist der Farbenfilm?

Von Konrad Joachim Schaub

Durch die Öffentlichkeit ging in diesen Tagen die Nachricht, daß ein Deutscher mit zwei amerikanischen Wissenschaftlern ein neuartiges Farbenfilmverfahren hergestellt hat und die ersten Ergebnisse der Fachwelt vorgelegt worden sind. Damit ist nun keineswegs der Farbenfilm endgültig erfunden worden, aber ein neuer wesentlicher Baustein ist zur Lösung dieses schwierigen technischen Problems beigetragen worden und bringt Wissen und Praxis wieder ein Stück vorwärts. Dies veranlaßt uns, allgemein auf den Stand des heutigen Farbenfilms näher einzugehen.

Der Farbenfilm ist keineswegs die letzte filmtechnische Erfindung, sondern seine Anfänge reichen in die Zeit der ersten Filme zurück. Wer einmal eine Wiederaufführung der ersten Farbenfilme wie z. B. „Die Schöpfung des Serpentin-tanzes“ sieht, der wird über diese Farbleistungen vor über 30 Jahren erstaunt sein. Auf die Frage: „Warum ist der Farbenfilm nach diesen erstaunlichen Anfängen heute noch nicht weiter?“ müssen wir uns einmal des Unterschiedes des Farbenfilms von 1905 und 1935 klar werden. Während die heutigen Werbe- und lustigen Trick- und auch Schmalfarbfilme bei den Zuschauern großen Beifall finden, weisen die bis heute gezeigten Spielfarbenfilme diese — längst erwarteten — Leistungen noch nicht auf.

Die ersten Farbenfilme um 1900, die wir uns auch heute noch mit Interesse ansehen können, beruhen aber nicht auf einer besonderen technischen Leistung, sondern vielmehr auf künstlerischer Arbeit. Nicht der Negativfilm wies eine besondere farbenfällige Schicht auf, sondern der Positivfilm wurde „handkoloriert“. Diese mühselige Arbeit — man bedenke: Bild für Bild mit der Hand farbig auszumalen! — erfordert sehr hohe Herstellungskosten. Dazu kommt, daß es unmöglich ist, den Film farbig zu kopieren. Jede einzelne Filmkopie mußte neu handkoloriert werden.

Die Bedingungen, die das heutige Farbenfilmverfahren erfüllen muß, sind kurz zusammengefaßt folgende: Die Aufnahme darf keine besonderen Schwierigkeiten gegenüber dem Schwarz-Weiß-Film stellen und ihre Kosten dürfen diese nicht wesentlich übersteigen. Der Farbenfilm muß die gleiche Lichtdurchlässigkeit des gewöhnlichen Films haben, die Wiedergabe soll aus naturgetreue und randstarke Farben zeigen und die Vorführung muß technisch einwandfrei sein. Von einem Farbnegativfilm müssen beliebig viele Farbpotivfilme kopiert werden können. Ueber allem steht das Gesetz der „Rentabilität“ des Farbenfilmverfahrens. Die Voraussetzung dafür ist, daß die Aufnahme- wie Wiedergabekamera und das Atelier mit seinem Lampenpark, ebenso wie die Kopieranstalten ohne wesentliche Veränderungen bleiben müssen. Der gegenwärtige Stand des Farbenfilms erfüllt bereits einen Teil dieser Forderungen. Wiederholt schon ging durch die Welt die Mitteilung, daß der Farbenfilm von diesem oder jenem nun endgültig erfunden sei. So erreichten uns aus England Meldungen, daß Hunderttausende Pfund Sterling in die dortige Farbenspielfilmindustrie hineingesteckt worden seien, aber die Ergebnisse...? So ist es überall. Bisherig aber scheint nun die Lösung des Problems „Farbenfilm“ in zwei Ländern.

Amerika hat uns seine Ergebnisse mit den reichen Farbenbildern Walt Disneys vorgelegt, die nach dem Technicolorverfahren hergestellt sind. Aber dieses Verfahren eignet sich nur für Trickfilme und verlangt auch noch verhältnismäßig hohe Herstellungskosten, während noch die Grellheit der Farben schmerzhaft für unsere Augen ist. Andererseits gibt Amerika für die Weiterentwicklung und Vervollkommenheit des Farbenfilms große Summen aus, so daß wir von hier vielleicht bald eine endgültige Lösung erwarten können. In Europa kommt aus Deutschland die meistver-

sprechende Lösung des Verfahrens. Zahlreiche Farbfilme gehen bereits seit einiger Zeit spielrecht von dort ins Ausland.

Der Farbenfilm beschränkt sich auf drei Spectralfarben: rot, grün und blau. Damit sind fast alle Farbabstufungen und Zwischenstufen naturgetreu zu erzielen. Als wichtigste Methode hierzu dienen das additive oder das subtraktive Verfahren. Beide beruhen auf einfachen physikalischen Grundgesetzen. Beim additiven Verfahren ergeben zwei Farben eine neue dritte, z. B. Rot und Grün addiert ergibt Gelb. Bei der subtraktiven Farbmischung erhält man von Gelb und Blau: Grün. Hierbei wird mittels eines farbigen Filters oder Rasteres immer nur eine — gewünschte — Farbe durchgelassen. Beim Farbenfilm ist aber die Schwierigkeit, daß bei Mehrschichtigkeit der oben liegende Farbstoff die Lichtstrahlen für die zweite Schicht usw. unwirksam macht.

Für die Aufnahme gibt es bis heute zwei Hauptwege. Es werden die Lichtstrahlen durch — in der Kamera — besonders angeordnete Prismen in die drei Grundfarben geteilt; oder das Licht fällt auf die besonders farbensensiblen hintereinanderliegenden drei Filmschichten und entwirft je das entsprechende Teilbild. Diese gewonnenen Teilbilder kopiert man durch Spezialbäder auf einen besonderen Positivfilm. Auf der einen Filmseite befinden sich zwei Farbschichten, z. B. eine rot- und eine blauempfindliche, und auf der anderen Seite eine grüneempfindliche. Nach einigen Bädern erhalten wir so das naturgetreue Dreifarbenbild in der Projektion. Bei dem Entwicklungsprozeß muß aber darauf geachtet werden, daß sich das Negativ nicht sofort in das farbige Positiv verwandelt, da wir dann nur ein einziges Farbpotiv erhalten. Das ist z. B. noch bei den heutigen Farbschmalfilmen der Fall.

Für die Wiedergabe muß man die Teilbilder durch optische Filter wieder vereinigen; oder es erfolgt der normale Ablauf des Films, nur daß das Objekt noch drei Filter: rot, grün und blau trägt.

Es ist verständlich, daß Farbfilm oder Farbraster, die bei den Farbenfilmen verwandt werden, einen großen Teil der Lichtstrahlen absorbieren. Um aber das Negativ genügend zu belichten, müssen die aufzunehmenden Gegenstände besonders scharf oder lange belichtet werden. Die Stärke der Lichtintensität beträgt z. B. das zwanzigfache eines Schwarz-Weiß-Films. Einen geeigneten Gegenstand kann man so scharf oder lange belichten, wie man will; einen Darsteller einer solchen Lichtintensität auszuheben, ist noch die heutige Schwierigkeit. Dazu kommt gleich ein anderer Faktor. Eine Märchenfigur kann auf dem Zeichentisch stark aufgetragene und grelle Farben vom Künstler erhalten und wird nachher im Film ein klares Bild ergeben, eine bunte Natur oder ein lebender Schauspieler mit seinem Kostüm wird nie diese Farbkontraste aufweisen, und für das schwache Erbloten eines Mädchens ist der Film heute noch nicht sensibel genug. Ist auf dem Film eine Farbschicht aufgetragen, so genügt die Verschiebung der Farbschichtteilchen um Bruchteile von Millimetern, um durch die gewaltige Vergrößerung bei der Projektion eine lächerliche Randverschiebung der Farben zu verursachen, die wir dann als „fittschia“ empfinden. Aber der gezeichnete Trick- und Werbe- wie Schmalfarbfilm zeigen, daß wir auf dem richtigen Wege sind.

Heitere Ecke

Beweismaterial

Der hinkende Attilio, durch ungünstige Nachbarn vor den Abadi geblieben, beteuerte in förmlichen Tonarten seine Unschuld. Jedoch der Gerichtshof mit der ihm eigenen Skepsis schenkte Attilio keinen Glauben.

Da trat sein Anwalt vor die Schranken und hub im Brustton zu sprechen an: „Hoher Gerichtshof, um zu beweisen, daß mein Klient vollkommen unschuldig ist, bedarf es nur einer Kleinigkeit gesunden Menschenverstandes.“

„Herr Rechtsanwalt“, fragte hier der Vorsitzende, „innerhalb welcher Frist können Sie das fehlende Beweismaterial beibringen?“

Kerzliche Kunst

Chef: „Werden Sie meinen Mann doch retten können, Doktor?“
Arzt: „Glauben Sie, daß ich einen Klienten verliere, der mir zwanzig Mark für jeden Besuch zahlt?“
(Anton Mercanti, Mälagas)

Lachen um „Hamlet“

„Unsere Schulaufführung war ein ganz großer Erfolg, Vater. Viele Eltern waren da. Manche hatten das Stück ja schon einmal gesehen. Aber es hat trotzdem allen ausgezeichnet gefallen.“

„Woher weißt du denn das?“
„Sie haben die ganze Zeit gelacht.“
„Was habt ihr denn aufgeführt?“
„Hamlet.“
(Literary Digest)

Infraktionskunde

„Schulze, antworten Sie mir! Was muß der sein, dem alle militärischen Paradeanordnungen zufließen?“
„Tot, Herr Unteroffizier!“

Hilfsbereit

Tollnäs ist ein großer Rinderfreund. Immer bereitet den Kleinen zu helfen.
Kürzlich steht er einen Steppke, der sich vergeblich bemüht, an eine Klingel am Hauseingang heranzukommen.
„Das werden wir gleich haben“, sagt Tollnäs.
Dreimal schrillt die Glöde zum Doktor durchs Haus.
„Danke, Onkel! Jetzt aber rasch türmen!“

Pidnäs

Pulses machen ein Pidnäs, wie es im Sommer so Brauch, mitten auf einer Wiese.
Pauline steht sich auf ein Butterbrot. Mitten rauf.
Da schreit Paul: „Zwanzigtausend Quadratmeter sind weit und breit ohne Butterbrot. Du mußt dich natürlich auf den Quadratmeter setzen, wo ein Butterbrot liegt!“

Zwang

„Hör' mal, Villy, wir hatten doch verabredet, unsere Verlobung noch ein Weilchen geheimzuhalten. Nun hast du sie doch ausgeplaudert. Warum nur?“
„Ja, Franz, es ging nicht anders. Gestern war meine Freundin Urie bei mir und wir kamen ins Banke. Zum Schluss äußerte sie, es gäbe auf der weiten Welt keinen Jbioten, der sich mit mir verloben würde. Und da mußte ich es ihr doch sagen.“

Gute Seele

Bei dem jungen Arzt, der sich erst kürzlich in dem Städtchen niedergelassen hat, klingelt es. Seine Frau öffnet und steht zu ihrer Überraschung einen Patienten.

„Wollen Sie nicht so gut sein und morgen wiederkommen?“ fragt sie freundlich.
„Ist denn der Herr Doktor nicht zu Hause?“
„Das schon, aber Sie sind sein erster Patient, und da er morgen Geburtstag hat, möchte ich ihm gerne eine Freude bereiten!“

Am Krankenbett

„Zählen Sie mal!“ sagte der Arzt und legte sein Ohr an die Brust des Patienten. Ein besonders anstrengender Tag ging seinem Ende entgegen. Der Doktor schloß die Augen. Als er sie wieder öffnete, war der Patient gerade bei: „Dreitausendneunhundertfünfunddreißig“ angelangt. Die Untersuchung nahm ihren Fortgang. (Hvar 8 Dag)

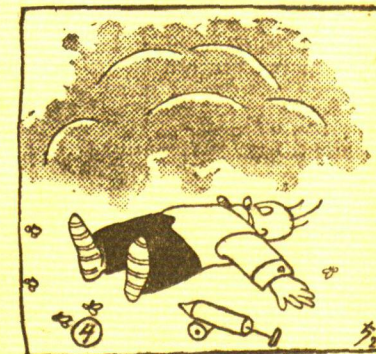
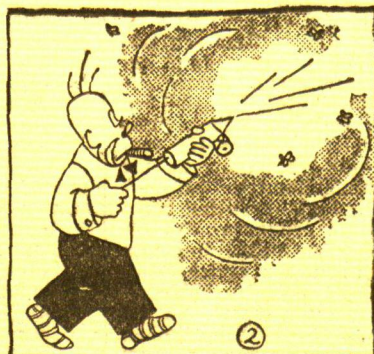
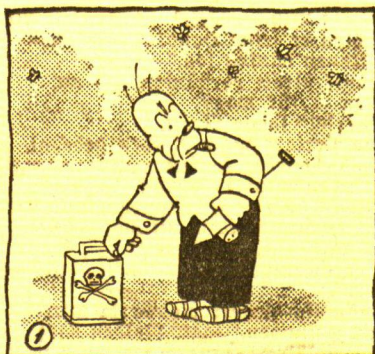
Zweierlei

Er: „Ich verstehe gar nicht, daß du es hier so langweilig findest. Ich finde es sogar ganz reizend!“
Sie: „Ja, du bist auch mit mir hier — ich aber mit dir!“

Der Held

„Es ist nicht wahr, daß es unmöglich ist, Rauchen und Trinken zu unterlassen! Sehen Sie mich an! In meiner Jugend trank ich ziemlich viel und rauchte auch — aber heute sind es genau fünfundzwanzig Jahre her, daß ich Alkohol und Nikotin aufgegeben habe!“

„Ah, da kann man wohl gratulieren — Sie feiern wohl heute Ihre silberne Hochzeit?“
(Oslo Illustrerte)



Adamson will die Fliegen vertilgen

Der weiße Tod / Eine Seemannsgeschichte von Herbert Lestiboudois

Kein Windstöße kommt über die See. Die Tage sind blau und fast sommerwarm, die Nächte mond-weiß und bitter kalt. Seit achtundvierzig Stunden schon haben wir ein ganzes Rudel Schweinsfische im Gefolge. Bald toben sie voraus, bald achteraus. Die Rückenabfälle unserer „Olga“ munden ihnen anscheinend gut; denn sie denken gar nicht im entferntesten daran, ihren Kurs zu ändern.

Die riesigen Fischleiber schießen aus dem Wasser auf und wieder hinein, springen und tauchen über- und untereinander. Ein fesselndes Spiel, dieses ewige Gwimmeln und Gezappel, dem zuzuschauen genug Unterhaltung und Ablenkung bietet. Und dabei haben diese drolligen Meerungeheuer ein Tempo am Leibe, das gut und gern mit jedem Ozeanriesen einen Wettlauf wagen kann. Wir haben uns die letzten beiden Tage daran gewöhnt, sie als unsere ständigen Tafelgäste zu betrachten.

Prachtvoll auch der Anblick, wenn fern am Horizont ein Schwarm solcher Schweinsfische die Sicht kreuzt. Das zuckt, ringelt, bäumt sich und verschwindet in stetem Wechsel. Man könnte meinen, in der Ferne treibe eine der berücktesten Seeschlangen ihr Wesen. Aber ein Blick durchs Glas überzeugt schnell von der Harmlosigkeit dieser Schlangen.

Ein Wetter ist's, das jedem Jantje das Herz im Leibe lachen läßt!

Nichts schöner steht als die Zeit der Ruderwache. Da steht man hoch über dunkelgrüner See, hat kein bißchen Mühe, Kurs zu halten (denn unbewegt ruht das Meer im Rhythmus des Unendlichen), und darf seinen Gedanken die Zügel schießen lassen. Das flattert so auf und verweht wieder. Das steigt so unbekümmert und herrlich leicht aus dem Rauschen des Blutes, nur dazu gedacht und mit dem Herzen erfüllt, um einen buntschillernden Luftballon abzugeben, der sich irgendwo am Horizont verliert. Und wenn einem dann wirklich mal das Ruder um einen achsel Strich über Kurs läuft, so ist das rasch wieder eingerechnet. Kein Räkpen merkt, daß Jantjes Herz auf blauen Wellenwiesen tanzt.

„Eisberg voraus!“ — Der Ruf des Mannes im Krähennest hallt singend über Deck. Schon gegen Abend fiel die Temperatur weit unter Null. Und noch immer zeigt sie Neigung nach unten...

Wir haben uns eingepackt wie Nordpolfahrer; warme Mützen, Wolltische, dreiarmige Lampen, darüber Delzeug, und Seefisch an den Weinen. Grau kriecht die Nacht über Meer. Die Luft liegt schwer auf den unruhigen Wassern. Mond und Sterne haben uns endgültig Lebenswohl gesagt.

Dann ist es plötzlich, als teile etwas riesig Weißes die Nacht in zwei Hälften. Backbord und Steuerbord fällt die Dunkelheit in sich selber zurück. Uns voraus, noch fern, taucht er auf: gespenstisch, nebelhaft, gewaltig in seinen Ausmaßen, der Herr und Beherrscher des nördlichen Atlantik, Todfeind aller Schiffskapitäne, die seinen Weg kreuzen. Ein Monument von Eisberg! Ueberwältigend für den, der sich zum ersten Male als winziges Menschlein dem drohenden Giganten der Nordpolarmee gegenübersteht.

Seit frühem Abend fahren wir nur noch mit halber Kraft. Näher und näher schiebt sich der Koloss heran, so drohend und unheimlich, als hätte er die Absicht, unsere „Olga“ mit Mann und Maus zu erschlagen. Aber die Entfernungen sind in der seltsamen Beleuchtung, die von den Eiswänden ausstrahlen, längst nicht mehr richtig zu schätzen. Noch weit, weit von uns wälzt er sich vorüber: ein breit ausladender Keil mit sonderbaren zackigen Gebilden in Scheitelhöhe, fast anzuschauen wie eine schimmende Sphinx. Wenn es auch scheinen mag, als schendere er gewissermaßen wie ein Spaziergänger über den Ozean, so treibt er doch in Wahrheit mit ungeheurer Geschwindigkeit in der Meeresströmung. Wehe den Schiffsführern, die nicht frühzeitig auf den Temperaturwechsel achten! Das Gespenst treibt backbord achteraus gen

Süden: schemenhaft, nahezu unwirklich wie im Augenblick seines Auftauchens. Raum, daß noch ein mütterliches Licht zu erkennen ist. Dann entziehen graue Dunstvorhänge den eisigen Giganten gänzlich unseren Blicken...

Es war die erste Begegnung dieser Art auf unserer Fahrt. Und alles deutete darauf hin, daß wir für den Rest der Reise nicht mehr von den Eisbergen loskommen sollten.

Im weiteren Verlauf der Nacht blieben wir verschont. Doch gegen Morgen häuften sich die Begegnungen. Selbst unsere Schweinsfisch-Kolonnen ließ uns im Stich. Ob den lustigen Tümmelern das Wasser zu kalt geworden war?

Wir waren um ein Vergnügen ärmer. Das heißt: auch Eisberge können ein Vergnügen sein, wenn sie am Tage fern vorübergleiten. Doch nachts ist dieser Spaß mehr als zweifelhaft...

Vorbei die warmen Tage mit blauem Himmel über dunkelgrüner See! Dafür begann eine graue Zeit mit verschärfter Wachsamkeit und ständiger Bereitschaft. Eiserne Kälte obendrein und schwarzes Meerwasser, das gallig-giftig am Bug gischete.

In einer Johannisnacht / Skizze von Hans-Eberhard v. Besser

Die Föhren rauschten im warmen Wind, leise knarrten die Äste, und ein Duft von Blüten und überföhnter Erde drang empor. Doktor Lüders hatte die Arme hinter dem Kopf verschränkt. Er lauschte auf die träumerische Weise, die der wogende Fichtenwald über ihm dahingehen ließ. Unter den halb geschlossenen Lidern sah er den schmalen Weg dahinfluten, sah er den Waldsee flimmern und spiegeln. Und er trant dieses Bild tiefer, versonnener Ruhe in sich hinein. Seit einer Woche grub er in den alten Trüben der Bauern herum und fand Schätze über Schätze; eine verschollene Zeit flog herauf. Je tiefer er vordrang, desto mehr liebte er das stille Walddorf und seine schweigenden Bauern, diese geraden, aufrechten Menschen mit den offenen Gesichtern und freien Augen. Wie anders wirkte alles, wenn man unter ihnen lebte, anstatt die Urkunden und Akten vor sich auf dem Schreibtisch des Berliner Archivs zu haben! Die Gedanken des Einsamen irrten ab, da schlugen Stimmen an sein Ohr, und er richtete sich ein wenig auf.

Ein junges Paar kam den Waldweg herab, Lüders sah schärfer hin, es waren Maria Rüter und der Älteste vom Sodenhof, der lange Hannes. „Wenn wir uns lieben, dann heiraten wir, Pöb Krügel und Zwieback, wer kann uns daran hindern!“

„Dein Vater will es doch nicht und der meine auch nicht. Die hatten immer etwas miteinander. Und nun sollen wir dafür büßen.“

Die weiche Stimme klang bedrückt. Lüders sah, wie Hannes Soden den Arm fester um das Mädchen legte, dessen roter Mund lustig flatterte. Sie gingen hinunter an den See, und der Archivar beobachtete die heftigen Gebärden, die das erregte Gespräch begleiteten. Jetzt riß Hannes das Mädchen an sich, er küßte es heiß — dann trennten sie sich.

Lüders blieb noch eine Weile liegen. Dann schlenderte auch er dem Dorfe zu, das hell im Mittag lag. Dicke Wipfe hatten die Bauern hierzulande. Hart ging es auf hart, wenn man stritt. Und bei keinem Zwist fehlten der Bauer vom Sodenhof und der Rüter. Zahllos waren die Prozessionen, in denen diese hartschädeligen Bauern austraten, nicht wüden und wankten und starrsinnig ihre Meinung vertraten. Arme, kleine Maria, dachte Doktor Lüders, wenn die Älten mit ihren heißen Köpfen nicht wollten, dann —

Der Archivar bog in den Sodenhof ein. Die

Wir waren in eine Strömung hineingeraten, in der fortwährend die schweren Broden von Norden nach Süden spazierten. Oft groß und gefährlich anzusehen, oft aber auch schon mächtig zusammengebrochen ihrer endgültigen Verwässerung entgegen segelnd. Heimatlose Vaganten, durch Tauwetter oder warme Meeresströmungen vom Festland der Polarregion losgerissen und jetzt dazu verurteilt, irgendwo auf dem weiten Atlantik eines langsamen Todes zu sterben. Aber zuvor konnte sich mancher stahlgepanzerte Schiffsrumpf daran den Schmelz einrennen...

Und dann kam jene Nacht! — Nein, gesehen ist nichts. Denn ich lebe ja, ich schreibe dieses ja noch. Nur ein Schatten streifte uns: ein weißer, eisiger Todes Schatten!

Ich habe nichts gesehen, rein gar nichts. Und mit mir auch jene meiner Kameraden nicht, die wie ich Freiwache hatten. Wir schliefen, fest und traumlos, wie immer nach harter Arbeit.

Was eigentlich uns weckte, weiß ich nicht. Wir saßen plötzlich alle starr aufgerichtet in der Kojen, hohl und bleich die Gesichter, darin das reine, nackte Entsetzen stand...

Ein Kommando schrie über Deck, bestend fast von Bahnsinn, Schreck und Todesangst: „Hart backbord!“

Hühner gackerten. Die Mägde gingen mit klappernden Holzpantoffeln hin und her. Draußen auf den Feldern war alles bei der Arbeit. Lüders, der auf allen Höfen gern gesehen wurde, trat in das Haus mit der verbliebenen Jahreszahl 1540 und setzte sich in die Diele. Auf einem Tisch lag ein Berg vergilbter Urkunden, ein altes Hausbuch, Kaufverträge aller Art. Dies alles hatte der alte Soden am vergangenen Abend für den Doktor aus der Vade gekramt. Lüders rüddte den Tisch ans Fenster und begann zu lesen. Doch immer wieder sah er das blonde Mädchen vor sich, wie es mit bläulichem, müdem Gesicht neben Hannes Soden daherschritt. Ob er mal mit dem Bauern sprach oder drüber mit dem Rüter? Aber er mußte lachen bei diesem Einfall, eher brachte er einen Berg ins Wanken als diese Bauern, die so fest und sicher standen wie ihre alten Häuser mit den altersgebunkelten Balken. Doktor Lüders vertiefte sich mehr und mehr in das vergilbte Hausbuch, das Aufzeichnungen seltener Art enthielt, und die Wangen des Forschers röteten sich leicht; alles um sich her vergehend, sah er bei der Arbeit. Da war ein Soden gewesen, der einen kaiserlichen Nachtmeister im Dreißigjährigen Kriege niedergeschlagen hatte, als der Bauer seine letzte Kuh herausgeben sollte, und der niedergemacht worden war...

Plötzlich stutzte der Gelehrte. Er beugte sich tiefer. Dann nahm er die große Hornbrille ab und sah gedankenvoll auf den Hof hinaus...

„Sammelt tüchtig Reisig! Je mehr desto besser. Um so schöner brennt das Feuer heute abend.“ Die Bäuerin rief es einer Schar Kinder zu, die schwabend davoneilten.

Johannisfeuer — Sonnenwendnacht!

Heute, im Abenddunkel, würden die Johannisfeuer aufflammen, hineinleuchten in die Johannisnacht. Lüders las von neuem, las die verbläuten Sätze, las von jener jungen Rüter, die einen Soden geliebt hatte und in der Johannisnacht in den Waldsee gegangen war, weil die Älten im Zwist lagen und — ist geschehen auf Johanni ein groß Unglück anno 1734 —

Doktor Lüders fuhr herum, als er einen langen Schatten längs der Wand entdeckte. Der alte Soden stand hinter ihm, breit, behäbig und mit glühendem Gesicht. Es war ein heißer Junntag.

„Euer Hausbuch hat viele schöne alte Geschichten“, sagte Lüders rasch entschlossen und ein listiges

Dann Stille. Wir dachten: jetzt geschieht es, jetzt, gleich, sofort... Krachen, Klirren, Schreie... aus!

Nein, nichts ist geschehen. Der weiße Tod hat nur das Maul aufgerissen, aber zum Schlucken ist er nicht mehr gekommen. Die „Olga“ entwichte — eine Minute, eine Sekunde, ehe er das Maul wieder zuklappen konnte.

Gleich darauf stürzte einer zu uns herein, umflatterte mit beiden Fäusten die Tischanten, leuchtete: „Wir wären... ja, beinahe wären wir — in die Hölle gefahren!“ Er schlief... Mensch, schlief auf'm Ausguck, der Mann... Willem war's... penntel! Himmelverflucht! Das hätte schief gehen können! Der Erste hat auf'n Ranehl gepakt... geschrien wie'n Verrückter... Ruder rum... alles gut gegangen!...

Der Mann taumelte gegen den Spind, riß die Rumpflasche heraus, goß sich den Hals voll und wankte hinaus.

Erschöpft, wie tot fielen wir in die Kojen zurück. Niemand sprach. Nur der Atem gespensterte hörbar im trüben erhellten Raum. Geschlafen hat wohl keiner mehr. Der Erste hat auf'n Ranehl gepakt... nie danach gefragt, um nicht erneut Entsetzen nachzurufen in meinem wie im Herzen meiner Kameraden...

Bücheln um die Lippen, „und da ist vor allem eine —“ Der Bauer lachte gelassen.

„Weiß schon, habe sie mal an einem Winterabend gelesen; die von dem Bachmeister, den der Klaus zum Hofe hinausgehauen. Na, aber sie haben ihn dann doch gekriegt. Na, ich hätte es auch nicht anders gemacht.“

„Auch eine traurige ist darunter, gerade heute am Johannisfest — da denkt man unwillkürlich, man erlebt es noch einmal mit, ich mußte gar nicht, daß der Waldsee so tief ist...“

„Was für eine Sache ist denn das?“

Soden nahm das alte, lebergebundene Hausbuch und sah nicht, daß sich Lüders eifrig mit den anderen Papieren zu schaffen machte. Er las, und langsam verblüffte sich seine Stirn. Draußen kam der lange Hannes von der Arbeit, schwer stapfte er über den Hof. Der alte Bauer warf das Buch auf den Tisch. Hastig verabschiedet sich Lüders. Es läutete Mittag, und er ging zum Gasthause hinüber.

Beim Mittag redete der Bauer keine Silbe. Wenn sein Auge das des Sohnes traf, schaute er hastig wieder fort. — Ruhelos schritt der alte Soden dann über die Felder, durch den dufterfüllten Garten. Er wanderte durch die Ställe, durch das Haus. Krachend flogen die Türen hinter ihm zu. Er blickte zum Nachbargarten hinüber und hatte die Fäuste in den Taschen. Seine Lippen zuckten. Der Waldsee war spiegelglatt und tief, sehr tief, und schon einmal auf Johanni — der Bauer hatte die beiden wohl gesehen. Seine Augen waren scharf. Und heute war Johannisfest. Schon dämmerte der Abend über den roten Dächern der Häuser herauf...

Der Bauer verwünschte den Städter, der in den alten Geschichten spürte. Er wollte die Sache abtun, aber sie flammerte sich an ihn. Immer wieder stand er am Gartenzaun, sah er hinüber zum Rüter. Na ja, sie hatten oft Händel miteinander. Das gehörte zum Leben wie das Brot. Das ging herüber und hinüber, und wenn es nur der Hund war, der im Garten des anderen herumlungerte. Der alte Soden wurde rot im Gesicht, dann gab er sich plötzlich einen Ruck und ging fest und sicher auf das Haus des Nachbarn zu.

Die Dunkelheit war über das Land gekommen und hatte es zu sich genommen. Schon sammelte sich alles um den mächtigen Holzstoß. Die hellen Räder der Jugend klangen durch die laue Luft und schwebten hoch im Wind.

Da reichten sich zwei Männer am stillen Waldsee, über dem der Mond gerade aufging, die arbeitsharten Hände. Als Maria und Hannes, die unter einem blühenden Bacholderbusch standen, die beiden kommen sahen, erhellte eine läche Freude

Scharnhorsts letzte Enkelin

Begegnung mit einem großen Namen / Von Ludwig Sternau

Straße im märkischen Land, Waldbrand und Felder, irgendwo immer rote Dächer. Eine stille Welt. Nur die Luft scheint zu leben, in den Stimmen der Vögel, die selber unsichtbar sind. Und manchmal schwacht leise in einem Graben dunkles Wasser...

Hier liegen noch große Güter. Sie tragen alte Namen. Genshagen, Löwenbruch, Siethen, Groeben. Ein Winkel Markt, in dem noch das Gelfern lebt, mit Monogrammen in Gitterportalen, mit Bildern und Greifen auf Torpfeilern, mit Wappen zwischen blinden Fenstern...

Aber wer verirrt sich denn auch hierher? Die breiten Straßen mit den vielen Autos laufen woanders, die Riefelfelder um Großbeeren herum verschließen die schmalen, die Zugang sind zu diesem abgelegenen Winkel. Und der „Rabe Markt“, der uns bebaglich schnurrend ihn entdecken half, erregt in den stillen Dörfern fast Tumult. Die Hunde überpurzeln sich vor Aufregung, die Gänse zischen wütend, die Hühner fliehen, und was Mensch ist, steht und staunt. Ein Auto scheint hier eine Seltenheit. Und ein Auto, das anfährt, erst recht.

Was wollen die Fremden?

Sie kaufen erst mal Kuchen, weil sie Hunger haben. Und nicht nur das Schloß „Bäckerei“ an dem niedrigen Staketenzaun verführt dazu; stärkere Lockung ist der Duft, der über der ganzen Straße schwebt. Denn es ist Sonnabend. Und da gibt es Kuchen hier für Sonntag, Kuchen in riesigen Stücken, frisch vom Blech. Butterkuchen, Streuselkuchen, Käsekuchen. Aber auch Zuckerbrezeln, Altkäse-Hüte und Maultaschen.

Maultaschen... du lieber Himmel, wie lange ist das her, daß ich das gegessen? Darüber ging ein Leben hin. Das ist die Kindheit, ja, da in Berlin irgendwo; und man muß — so ändern sich die Zeiten — eine Stunde weit über Land rasen, nicht wahr, Karlsen, um sie hier in den alten Sechserstädten von einst wiederzufinden.

Und die Bäckerfrau strahlt, die Gute, wie uns „verwöhnten“ Großkuchens ihr simpler Dorfkuchen schmeckt, hier in Siethen.

Ist das Schloß zu besichtigen? Nein. Und während wir kaufen, erzählt sie, daß man dort schlechte Erfahrungen damit gemacht. Die Ausflügler hätten sich im Park allzu häuslich niedergelassen. Kurzer Prozeß also: Zutritt streng verboten!

So steht's denn auch am Parkportal, so am Eingang zum Gutshof, der sich mit mächtigen gelben

Ziegelscheunen gegen Dorf und Dorfstraße abschließt. Schade! Ein Bombendings, das Schloß, so ein richtiges Renaissanceschloß mit Säulen, Balustraden, Balkons und riesigen Bogennischen.

Heut' scheint nur noch das Gut in Betrieb. Das große weiße Schloß liegt stumm, der riesige Park ist verwildert, Mauer und Tor hüten ein Märchen, auf Bank und Brunnenrand hockt schweigend die Erinnerung und lauscht dem Rauschen der Bäume, dem Flüstern im Schilf.

Was hat die Bäckerfrau gesagt? Wir sollten ja zum Friedhof gehen, zu den Scharnhorst-Gräbern! Auch von einem Tabehaus hat sie gesprochen. Die Sechenswürdigkeiten von Siethen. Und da, wenn wir dann auch an den See. So lassen wir Karlsen stehen, sein im Schatten, wie es sich gehört, und trollen uns per pedes...

Alter Friedhof, alte Feldsteintümpel mit Spitzbogentür und steilem Schindeldach und um die Grabhügel ist alles blau von wilden Veilchen. Wo sind die Scharnhorst-Gräber? Scharnhorst liegt doch in Berlin auf dem Juvodensfriedhof, bewacht von Rauchschlafenden Löwen um ihn herum Kind und Kindeskind bis zu den beiden Enkeln, mit denen der stolze Name erlosch. Wie kommen Scharnhorsts noch hierher?

Aber da ist keine Krugstirn über den Gräbern, auf dem ein Mutter Gottes. Und zwei Tafeln aus schwarzem Elfenbein. Johanna von

Scharnhorst, geborene Gräfin Schlabrendorf, gestorben 1807, und noch eine Johanna von Scharnhorst, geboren 1824 in Eriar, gestorben in Wilddorf im Alter von 33 Jahren. Mutter und Tochter wohl also. Mehr besagen die Inschriften nicht. Die Trauerzeichen verschaffen ein Rätsel. Erst der Totengraber löst es, ein eisgraues Männchen, das wie ein Gelfest plötzlich hinter einer Ede hervorhumpelt.

Ja, Mutter und Tochter. Und diese eine Enkelin des großen Scharnhorst. Der Mutter, der Schlabrendorf, die einen Scharnhorst geheiratet, hat Siethen gehört. Aber das Schloß da, und dabei deutet der alte Mann mit dem Spaten über die neuen Gutsgebäude hinweg, stand damals noch nicht. Er hat noch als Junge das frühere kleine Herrenhaus gesehen. Ob wir Groeben kennen? Das läge gleich dahinten, an dem nächsten See. Da wäre die Mutter später hingezogen, als sie es erbt, der alte Stammfisch der Schlabrendorfs. Aber sie wäre immer mehr hier als in Groeben gewesen, wegen der früh verstorbenen Tochter da, wobei er auf das eine dunkle Feingrab weist.

Und hier in Siethen wäre ja auch das Tabehaus gewesen, das die Tochter für die Kinder des Dorfs gestiftet...

Nichtig, das Tabehaus! Wo ist es? Da drüben gleich, über die Straße weg. Die Tochter Johanna

ihre Augen. Und in diesem Augenblick loberte das
Johannisfeuer gewaltig zum dunklen Himmel hin-
auf. Die Flammen prasselten und lohten. Maria
lehnte sich an den jungen Soden. Die Alten nickten
den beiden freundlich zu. Doktor Lüders aber
blühte in das rote Flammenpiel — Sonnenwend-
feuer, Johannisnacht! Heiß und voll ungeklimm-
ten Lebens schlug die Flamme zum Stern-
himmel empor.

Heinz Kitzing: Der rote Bock

Run hab ich manchen lieben Tag
Und manche halbe Nacht
Still zwischen Wald und Weizenfeld
Mit Warten zugebracht.
Den braven Bock vom grünen Tann,
Ich seh ihn nimmermehr;
Was nutzt mir armen Jägersmann
Noch Glas und Schießgewehr!
Der rote Bock zog über Nacht
Zum Nachbar ins Revier.
Der hat beim Donnerwort gelacht
Und ließ das Grollen mir.

Gang ins Feld / Skizze von Lilli Langerhans

Es war Sonntag. Die mächtigen Glockentöne,
die das Ende des Gottesdienstes verkündeten, hatten
sich weiter und weiter über die stillen Felder ge-
schwungen und waren endlich ganz verhallt.

Klaas Sternholt kam mit langsamen, festen
Schritten den von Rädern und Hufspuren zerrisse-
nen Weg entlang, der gleich hinter der Schule von
der Dorfstraße abzweigt. Er trug einen begrünten
Zweig, den er von der Hecke gerissen hatte, in der
Hand und betrachtete die Felder. Die Winterfaat
war zwei Handbreiten hoch, während die anderen
füßlich bestellten Acker braun aussahen und einen
guten frischen Geruch ausstrahlten.

Aber es war nicht die Saat, derentwegen Klaas
Sternholt heute ins Feld ging. Er mußte etwas
Wichtiges mit sich ausmachen, und nicht nur mit sich
allein. Er hatte den Hof erst seit wenigen Wochen,
erst, seit sein Vater neulich vom Heuboden gestürzt
und an den Folgen des Sturzes gestorben war.
Run galt es, eine wichtige Angelegenheit zu be-

schließen, und Klaas hätte gern den Rat seines Va-
ters dazu gehabt.

Er stellte sich vor, der Alte ginge mit seinem
festen Schritt neben ihm und sie redeten zusammen
über sein Vorhaben.

„Vater“, sagte der Junge, „ich muß jetzt heiraten.
Ich kann mich nicht mehr allein behelfen. Wenn du
noch lebst, würde ich es mir ja noch überlegen.
Aber ohne dich ist jetzt kein Fertigmachen.“

Er hielt inne und glaubte zu hören, wie sein
Vater zustimmend brummte. Er redete weiter:
„Ich dachte, ich müßte mich nun im Dorf umsehen;
denn es paßt doch nicht jede auf unsern Hof.“

Was meinst du, soll ich hinauf zu Rodegast gehen
und sie fragen, ob ich Annelis haben kann? Das ist
eine Fintze und lustig dazu; du wirst es ja gemerkt
haben, daß ich sie schon immer gern mochte.“

Klaas wartete, daß sein Vater etwas sagen sollte,
aber es kam keine Antwort.

„Aber warum nicht, Vater? Was ist dir nicht
recht? — Ich weiß, sie ist ein bißchen vorlaut, aber

Baran hat die Mutter die Schuld; sie versteht es
nicht, die Tochter anzuleiten. Sehr ordentlich sind
die Rodegasts überhaupt nicht, aber das wollte ich
Annelis schon beibringen —“

Während Klaas Sternholt das alles vorbrachte,
fühlte er schon, daß es mit dieser Heirat nichts wer-
den würde. Der Vater war ja nie sehr damit ein-
verstanden gewesen, wenn der Sohn sich mit Annelis
abends traf.

Klaas fing an, schneller zu gehen. Es tat ihm
leid, daß er Annelis nicht haben sollte. Aber der
Vater hatte gewiß recht. Eine Bäuerin mußte von
selbst Ordnung halten, sonst verkam der Hof.

Jedoch, eine Frau mußte er nun einmal haben.
„Und dann, Vater, wäre da die Vore. Wir sind im
gleichen Alter, und sie kriegt allerhand mit; der Alte
ist mit seiner Brennerei der reichste Mann im gan-
zen Mählsdal. Und du hast mir immer gesagt, man
müßte sehen, daß man durch eine gute Heirat vor-
wärtskäme.“

Wieder hielt der junge Bauer inne und wartete
auf die Zustimmung. Aber es schien ihm, als wäre
der Vater mit dieser Heirat noch weniger einver-
standen.

„Natürlich weiß ich, daß der Alte trinkt“, sagte
Klaas, „und die Mutter schilt und schreit Tag und
Nacht. Ja, ich merke schon, du bist dagegen, daß ich
nach Dore freie.“

Aber wen soll ich denn sonst nehmen? Käte, die
du mir früher gern hast geben wollen, will den
Müller heiraten, und — und

Da wäre höchstens noch Lisbeth. Aber du kannst
doch nicht erwarten, daß ich Lisbeth nehme? Ihre
Eltern haben das schlechteste Land, und es sind sechs
Kinder. Was kann sie da schon an Mitgift bekom-
men?

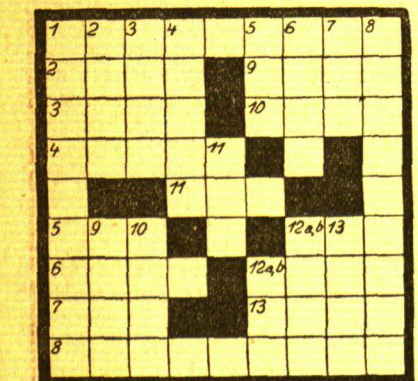
Es ist wahr, sie verstehen die Wirtschaft. Die
Felder sind bei ihnen immer gut geerntet, das Holz
ist ordentlich geschichtet und der Hofraum aufge-
räumt. Und sie verstehen sich aufs Vieh — beson-
ders Lisbeth. Immer, wenn ich hinfomme, lerne
ich dort etwas Neues und Gutes.

Also, Vater, dann will ich Lisbeth heiraten.“
Klaas nahm die Mühe ab und trocknete sich die
Stirn; er hatte eine schwierige Auseinandersetzung
hinter sich, aber nun war alles klar und befriedigend
gelöst.

„Ich wußte doch, daß Vater mir helfen würde!“
sagte Klaas Sternholt, als er heimging.

Rätsel

Magisches Kreuz und Quer-Wort-Rätsel



Die Wörter bedeuten:
a) Waagrecht und b) Senkrecht:
1. Anderes Wort für Sprachlehre. 2. Kurort
in Italien. 3. Doppeltreffer im Lotto.
4. Dänische Insel. 5. Stadt in England.
6. Lebendes Wesen. 7. Mittelasiatischer
Strom. 8. Anderes Wort für Prüfung
bzw. Ueberwachung. 9. Getreidespeicher.
10. Altdeutscher männlicher Personen-
name. 11. Antilopenart. 12a Volkstüm-
liche Abkürzung für zoologischer Garten.
12b. Luftkurort in Tirol. 13. Gouvernement
und Stadt in Russland.

Silben Wechsel-Rätsel
Hamburg Frankfurt Sprungbrett
Faustschlag Mailand Hauptpunkt
Sturm laut Herzlieb Kapstadt
Kernhaus Lehrherr Tischbein
Kurland Bleiweiß Ahrwein
Die erste Silbe vorstehend 15 Wörter —
je ein einsilbiges Wort — soll durch eine
der nachstehenden in der Weise aus-
gewechselt werden, dass die Anfangs-
buchstaben, aneinander gereiht, einen legen-
dären Gedenktag im Juni ergeben.
Ahn Baum Christ Eck Ei Eis
Fries Haupt Jll Land Null Rot
Salz Ski.



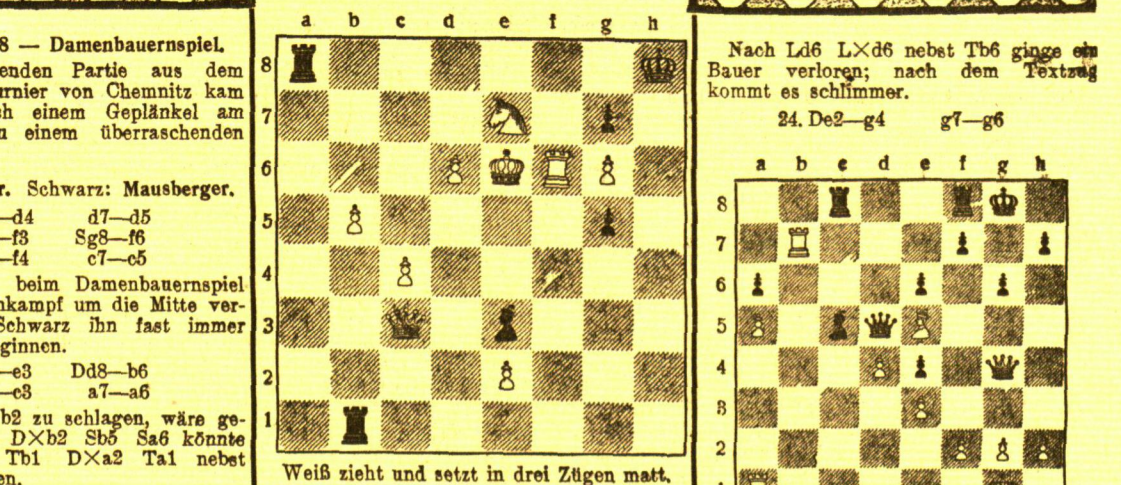
Rechen-Aufgabe
Aus den je einmal zu verwendenden
Ziffern: 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 sollen eine
ganze Zahl und zwei Brüche gebildet
werden, deren Summe 7 beträgt. Ge-

ist nämlich Diakonissin gewesen. Und gerade, als
wir hinüberblicken, tritt auch so eine Schwester in
weißer Haube, dunklem Kleid aus der Tür, die zwei
Lebensbäume feierlich rahmen. Aber es ist kein
Kinderheim mehr, das niedrige Haus mit dem be-
baglich schweren Dach, über das die beiden schwarzen
Baumpyramiden längst hinausgewachsen sind, und
hinter der Vorgartenpergola, die es aus der Dorf-
zeile etwas heraushebt, wohnt die Stille.
Schwesternstation heute, vom roten Kreuz, wie
ein ovales Porzellanstückchen neben dem Klingelzug
am Türpfosten kund und zu wissen tut. Von dem
Einst sind nur, wie uns Schwester Eise dann ver-
zählt, oben auf dem Dachboden ein paar armselige
Kinderbänke übriggeblieben. Und in den Stuben
ein paar alte Bilder. Das Herrenhaus der Scharn-
horst-Zeit, sehr bescheiden, echt märkisch. Und in
verblühtem Goldbraun auch Johanna, die Toch-
ter, in Tracht. ... ein schmales, fränkisches Mäd-
chengesicht mit Augen, die schon der Erde entsagt
zu haben, schon im Jenseits zu träumen scheinen.
Sichtlich keine „Löwenatur“ wie der berühmte
Großvater, der General, der Preußen wieder mehr-
fähig gemacht und seinen Glauben an Preußen 1813
mit dem Tode befestigt. ...
Seltsames Vermächtnis, durch das hier, weitaus der
lauten Welt, der Name Scharnhorst unvermerkt an
einen herangetragen wird, seltsame Begegnung auf
Zufallswege! So treten wir noch einmal an das Grab.
Doch schläft die graue, knorrige verzweigte Eiche.
Aber die Birken wiegen schon goldene Rädchen in
der Sonne. Und der dunkle Efeu grünt. Es ist,
als ob aus dem vergessenen Grabe der Glanz des
großen Namens brechen wollte, der sich in den ver-

Schach

GELEITET VON SCHACH-MEISTER K. HELLING

Aufgabe Nr. 278 — Möller.



Weiße zieht und setzt in drei Zügen matt.

Lösung der Schach-Aufgabe Nr. 277.

Anderssen. Matt in 3 Zügen. Weiß:

Ka1, Tg1, Lf8, Sf6, Se5 (5). Schwarz:

Kh8, Th7, Le8, Sg7 (4).

1. Ka1-b1 Le8-h5 (auf alle anderen

Züge käme sofort ein Matt.) 2. Tg1-g6

(droht Sf7 matt) Lh5-g6 3. Se5-g6

matt oder 2. S. beliebig 3. Tg6-g8 matt.

17. Tf1-b1 Ta8-a8

18. Dc2-e2 Sf6-a4

19. Ld3-e4 d5-e4

20. Sf6-e5 0-0

21. Sb3-c5

Dieser einfache Zug bringt dem Weißen

einen Vorteil, der zum Gewinn ausreicht.

21. ... Lb4-c5

22. Tb1-b7 Sd7-e6

23. Lf4-e5 Dd8-d5

25. Dg4-f4

Nimmt Schwarz den Turm, so folgt

Df6 nebst Dg7+. Viel stärker als Df4

war aber Dh4. Da der f-Bauer dann nicht

ziehen dürfte, hätte Schwarz rascher die

Waffen strecken müssen.

26. ... f7-f6

26. Ta1-b1 f6-e5

27. Df4-b6 Tf8-f7

28. Tb7-f7 Kg8-f7

29. Dh6-h7+. Kf7-f6

30. Tb1-b7 e5-d4

Danach folgt ein Matt in drei Zügen.

Aber auch mit anderen Zügen war die

Partie nicht mehr zu retten.

31. Dh7-f7+.

Schwarz gab auf, denn nach Kg6 käme

Df4+. Kh5 Th7 matt.

25. Dg4-f4

Nimmt Schwarz den Turm, so folgt

Df6 nebst Dg7+. Viel stärker als Df4

war aber Dh4. Da der f-Bauer dann nicht

ziehen dürfte, hätte Schwarz rascher die

Waffen strecken müssen.

26. ... f7-f6

26. Ta1-b1 f6-e5

27. Df4-b6 Tf8-f7

28. Tb7-f7 Kg8-f7

29. Dh6-h7+. Kf7-f6

30. Tb1-b7 e5-d4

Danach folgt ein Matt in drei Zügen.

Aber auch mit anderen Zügen war die

Partie nicht mehr zu retten.

31. Dh7-f7+.

Schwarz gab auf, denn nach Kg6 käme

Df4+. Kh5 Th7 matt.

25. Dg4-f4

Nimmt Schwarz den Turm, so folgt

Df6 nebst Dg7+. Viel stärker als Df4

Kleines Brieflein kommt aus Helgoland ...

Von Hannes Butenschön

In das Postamt von Helgoland kommt ein
junger Mann hereingestürzt. Aufholend bleibt er
vor dem Schalter stehen und fährt sich mit
dem Taschentuch über die Stirn. Zum Donner-
wetter — ist denn kein Beamter da? Endlich wird
das Schalterfenster zurückgeschoben.

„Verzeihung!“ ruft der junge Mann. „Ich habe
große Eile. Vor zwanzig Minuten warf ich hier
einen Brief ein — an meine Verlobte. Sie ist
gestern nach Westerborg abgereist, und heute habe
ich ihr bringen müssen. Kann ich den
Brief rasch mal zurückbekommen?“

„Zurückbekommen? Nö, sowas gibts hier
nicht!“ Der Beamte schüttelt den Kopf. „Weg ist
weg, da ist nichts zu machen.“

„Aber der Dampfer ist doch noch gar nicht ge-
fahren!“ ruft der junge Mann und ringt ver-
zweifelt die Hände.

„Es handelt sich auch nicht um den Dampfer,
sondern um einen Brief. Wie stellen Sie sich das
eigentlich vor? Briefe dürfen wir Ihnen nicht
aushändigen. Da könnte ja jeder kommen!“

„Verzeihung!“ stammelt jetzt der junge Mann.
„Ich habe wirklich größte Eile. Die Sache ist sehr
dringend. Ich will den Brief auch gar nicht aus-
gehändigt haben. Behalten Sie ihn nur! Aber
lassen Sie mich wenigstens einen Zusatz zur Adresse
machen.“

„Zusatz zur Adresse?“ murmelt der Postbeamte
mühsam. „Warum denn?“

„Ach, Herr Vorsteher — Herr Direktor,
jammerte der junge Mann verzweifelt. „Sie ahnen
ja gar nicht, in welcher Lage ich mich befinde. Es
dreht sich nur um ein einziges, ganz kleines
Wörtchen, das hinzugefügt werden muß. Wenn ich
das nicht tue, fliegt die ganze Verlobung hoch!“

„Bedenke eines einzigen Wörtchens?“ meint der
Beamte und schüttelt mühselig den Kopf. „Wenn
es an der Zahl der Worte liegt, hätte meine Ver-
lobung vor fünfundzwanzig Jahren längst in die
Luft gehen müssen. Na, Schwamm drüber heute ...
Sie wollen also wirklich nur einen handschriftlichen
Zusatz zur Adresse machen?“

„Ja, das will ich, Herr Generalpostdirektor.“
nickt der junge Mann und wischt sich wieder den
Angstschweiß von der Stirn. „Sie haben ja keinen
Begriff davon, was passiert, wenn ich die Anschrift
nicht verbessere. Nicht nur das Mädchen wird wild,
nein, wenn das wenigstens noch alles wäre —
aber den todbenden Vater sollten Sie dann mal
sehen! Der ist ja ein so empfindsamer Mann,
wohlhabend, einflußreich, kolossal stolz — Himmel,
gibt das eine Katastrophe, wenn er den Brief sieht!
Oh, meine Verlobung, oh, oh ...“

Endlich läßt sich der Mann hinter dem Schalter
rühren. „Na, brummelt er in seinem Bart, wenn's
weiter nichts ist, woll'n wir mal 'n Auge zudrücken,
junger Mann. Wie heißt denn das Fräulein?“

„Gerstenkamp!“ stößt der junge Mann hervor,
„Lissi Gerstenkamp!“

„Na, dann woll'n wir mal sehen,“ meint der
Beamte und blättert den dicken Paden Briefe durch.
„Meier, Dannemann, Volthagen, Mischel, Gühner-
berg — halt, hier haben wir ihn: Fräulein Lissi
Gerstenkamp!“ Er wendet den kläffenden Brief
hin und her. „Und was wollen Sie nun der Adresse
hinzufügen?“

„Nur das kleine Wörtchen ‚Gasthof‘, und zwar
unmittelbar vor die Worte ‚Goldene Gans‘. Denn
sagen Sie selbst: Was würden Sie denken, wenn
Ihr zukünftiger Schwiegersohn Ihrer Tochter
folgenden Brief schicken würde: Fräulein Lissi
Gerstenkamp, Goldene Gans, Westerborg.“

Feierabend

Der Tag mit seinen Sorgen
Soll ganz vergangen sein.
Warum sich ringend grämen
Und schwer das Leichteste nehmen?
Wer weiß, vielleicht strahlt morgen
Die Welt in gold'nem Schein ...

Nur aus der Seele streichen
Das friedlos-haß'ge Tun!
Die kühlen Winde fächeln
Und lehren uns das Lächeln,
Wenn wir den Wolken gleichen,
Die still im Blauen ruhn.

Aus Gärten streift uns labend
Ein Duft, der trunken macht ...
Bald sinkt auf jeden Kummer
Der sternbeglänzte Schlummer —
Schliefe auf, o Feierabend,
Das Tor zur guten Nacht!

Heinrich Anader.

Klima ganz nach Wunsch

„Wetterhahn“ im Zimmer — Amerikas neueste Industrie

Van Maria Springer

New York, Mitte Juni.

Während noch immer über zehn Millionen Menschen in den Vereinigten Staaten das Damoklesschwert der Erwerbslosigkeit schwebt, ist eine neue Industrie im Entstehen, eine Industrie, von der man erwartet, daß sie in wirtschaftlicher Beziehung noch zeitgemäßer und umfänglicher wirken wird als Radio, Flugwesen oder elektrische Kühlung. Es ist das „Air conditioning“ (Klimatisierung der Luft), was nichts anderes bedeutet, als die Luft zu erwärmen, wenn sie zu kalt ist, sie zu reinigen, falls sie Schmutz enthält, sie anzufeuern, wenn sie zu trocken ist, und einen angenehmen Luftzug zu schaffen. Kurz und gut, das Klima, das uns in unserm Heim, Büro, in Läden und allen geschlossenen Räumen umgibt, unserm persönlichen Bedürfnis anzupassen und so angenehm und gesund als möglich zu gestalten.

Nur ein Handarbeits...

Es wird nicht lange dauern, und in Amerika wird sich jeder selbst in seinem eigenen Heim das ideale Wetter herstellen, das er vergeblich während seiner Ferienwochen in den Bergen oder an der See suchte. Heiß, warm, kühl, nah oder trocken. Ein kleiner Handarbeits „Wetterhahn“ und der mechanische Wettermann zaubert das gewünschte Klima zur Stelle. Die Idee, ein Fenster zu öffnen, um frische Luft zu erhalten, erscheint dem fortschrittlichen Amerikaner bereits veraltet. Denn herrscht in der Großstadt frische Luft? Ganz im Gegenteil: die Industrieanlagen der Städte verpesten die Luft mit Rauch, Schmutz, Gasen und übeln Gerüchen; die Straßen verunreinigen die Luft mit jeder Radumdrehung, jeder Bewegung des Verkehrs. Der moderne Amerikaner schließt in seinem neuzeitlich gebauten Heim die Fenster, um die innen künstlich erzeugte mürbige, frische Luft nicht von außen verunreinigen zu lassen und sie ungehindert genießen zu können. Er schläft in der Nacht hindurch nur unter einer leichten Decke und erwacht morgens erquickt in ozeanischer Luft, staubfreier Luft. Im Winter kennt er nicht mehr die Gefahren der Erkältung, und der Sommer hat für ihn den Schrecken der Hitze verloren.

In Wurfabrik und Kino

Was hier für uns wie eine Zukunftsmusik klingt, ist für viele Menschen in Nordamerika schon Wirklichkeit geworden. Bereits seit Jahren werden zweihundert verschiedene Industriearbeitsarten, deren Erzeugung bestimmte atmosphärische Verhältnisse voraussetzt, in künstlich klimatisierter Luft erzeugt. Die Nahrungsmittelindustrie, Tabak-, Lachsfabrikation, Milch- und Käsewirtschaft, Fleisch- und Wurfabrikation, moderne Tiefbauwerke und Schmieden haben diese neue Erfindung sofort aufgegriffen. Textilfabriken, die früher nur in Gegenden mit natürlichem hohem Feuchtigkeitsgehalt der Luft gebaut werden konnten, entstehen nun im heißen Süden direkt am Rande der Baumwollfelder, mit Klimatisierungsanlagen ausgestattet.

Künstliche Kühlung der Luft während der heißen Jahreszeit ist nicht länger mehr eine Unannehmlichkeit, die alle amerikanischen Kinos ihren Besuchern im Sommer bieten; auch 3250 Fabriken in 195 verschiedenen Industriezweigen, 135 Warenhäuser und Läden, 75 Großbanken und ungefähr 20.000 Büros und Wohnhäuser sind bereits mit diesen neuen Anlagen versehen. Die großen Ueberlandzüge der Eisenbahnen erzeugen mit diesen Apparaten angenehmes Reiseklima. Niemand will mehr eine größere Strecke fahren, wenn er nicht im Sommer oder Winter, bei Tag oder Nacht, in einer Luft frei von Staub und ungehöriger Wärme reisen kann.

Die „abgekühlten“ Parlamentarier

Auch in den Büroräumen des Präsidenten der Vereinigten Staaten im Weißen Haus herrscht stets ein Klima, das dem Gemüts- und dem Gesundheitszustand förderlich ist. Wo die Temperatur der Empfangs- und Geschäftsräume ist sich selbst überlassen — einige boshafte Leute behaupten, um die Gesellschaften nicht allzu sehr in die Länge zu ziehen. Auch im Senat und im Reichspräsidentenhaus am Kapitol herrscht künstliches Wetter und hilft mit, die Köpfe während aufgeregter Debatten kühl zu erhalten.

Wie macht man das?

Die Wirkungsweise einer solchen Klimaanlage ist ziemlich einfach. Außenluft wird durch einen Ventilator in eine Kammer gesaugt, wo sie in Sprühregen empfängt, der aus den zahlreichen feinen Öffnungen einer Rohrleitung herabrieselt. Durch diesen Sprühregen wird die Luft gekühlt, sie verliert infolge der Abkühlung aber ihren Gehalt an Wasser, das dieses kondensiert. Man hat nun trockene und kühle Luft; sie zieht durch ein Filter, das alle Verunreinigungen, wie Staub und dergleichen, entfernt. Diese trockene, reine Luft wird nun, je nach Jahreszeit und gewünschter Temperatur, entweder einer Heiz- oder Kälteanlage zugeführt, erwärmt oder noch mehr abgekühlt, wobei ihr bestimmter Gehalt an Wasser durch Düsen, denen ein feiner Wassernebel entströmt, erreicht wird. Durch ein im Gebäude oder Wohnraum hin- und hergehendes Verteilungsgesetz gelangt die würdige frische Luft in die bestimmten Räume.

Die verbrauchte Luft wird durch ein ebenfalls Rohrnetz abgesaugt und der Klimaanlage zur Aufreinigung wieder zugeführt. Aber man mischt ihr bei der Neuaufbereitung stets einen gewissen Teil Außenluft bei. In solchen Räumen, wo mit Entfeuchtung von Gerüchen zu rechnen ist, z. B. in Küchen- oder B.C.-Anlagen, wird meist keine Luft von der Klimaanlage zugeführt, sondern man saugt aus ihnen die verbrauchte Luft ab, so daß durch die

Spalten der Türen aus den Wohnräumen eine ständige Bewegung der aufbereiteten Luft zu den Nebenräumen stattfindet. Diese einfache Maßnahme verhindert vollkommen, daß sich schlechte Gerüche, Dämpfe usw. im Hause verbreiten.

Unternehmungen haben ergeben, daß sich unmittelbar über dem Straßenpflaster in einem Fingerring voll Luft ungefähr hundert Millionen Staubteilchen und Bakterien befinden. In Kopfhöhe beherbergt der gleiche Raumteil Luft nur noch zehn Millionen solcher Miasmen, in fünfundsiebzig Meter Höhe über der Straße dagegen ist ihre Zahl auf eine halbe Million gesunken. Daher laugen solche Klimaanlage die Außenluft aus möglichst großen Höhen an.

Von 50 Dollar aufwärts

Die neue Wetterindustrie ist jedoch mit dem bisher eroberten Markt noch lange nicht zufrieden. Sie ist darauf aus, den kleinen Mann zu gewinnen. Durch Massenerzeugung arbeitet sie für Preisverminderung und weniger umfangreiche, ja sogar tragbare Apparate. Einige der Erzeugungsarten dieser Fabriken für privates Wetter gleichen gewöhnlichen Dampfheizungsanlagen; andere sehen einem Radio ähnlich und wieder andere einem großen Eisfahnen. Manche können verdeckt in Wand oder Decke eingebaut werden. Von 50 Dollar aufwärts für eine tragbare Maschine, die die Luft von bloß einem Raum reinigt und wechselt, sind die neuen mechanischen „Selbstklimaerzeuger“ in jeder Preislage zu haben. Eine komplette Anlage für ein Haus mit sieben Räumen, die die Luft heizt, zirkuliert, wäscht, richtig anfeuchtet und im Sommer auch kühlt, kostet ungefähr 1500 Dollars.

Ehrgeizige Statistiker schätzen bereits den künftigen

möglichen Jahresumsatz dieser neuen gigantischen Industrie auf fünf Milliarden Dollars. Sie behaupten sogar, daß sie die volkswirtschaftliche und soziale Bedeutung der Automobilindustrie vom Jahre 1922 einnehmen und die heftigste Prosperität zurückschreiben wird. Dreißig Millionen Privathäuser, 2500 große Theater, 1000 Warenhäuser, 1500 Großbanken werden neben Fabriken und Bürogebäuden als in Betracht kommende Abnehmer bezeichnet.

Architekten finden bereits, daß es besser wäre, die unteren Stockwerke der Wolkenkratzer in Zukunft fensterlos zu bauen, um den kolossalen Straßenlärm auszuschließen, da innen trotzdem unter Lampen für künstliches Tageslicht die angenehme Temperatur herrschen kann. Spitäler und Sanatorien glauben, es sei für die Genesung von Kranken förderlich, wenn der Patient von einem Klima umgeben ist, das für seinen Fall besonders heilbringend wirkt, während die Temperatur des Mutterkloßes die Reuebornen auch während der ersten Tage ihres Erdenlebens wohlthuend umhüllt wird. Wer sich irgendwo einen Bronchialkatarrh zugezogen hat, kann in seinem eigenen Zimmer in die Höhenluft von Davos oder die Höhe Ägyptens reisen und spart dabei Fahrt- und Sanatoriumskosten.

Feuchte Luft macht schön!

Die größte Förderung erhofft sich die neue Industrie jedoch von den Frauen. Infolge der bisher in Amerika überall üblichen Dampfheizung, die bekanntlich der Luft ungeheuer viel Feuchtigkeit entzieht, ist der durchschnittliche Feuchtigkeitsgehalt der Luft eines amerikanischen Wohnhauses im Winter geringer als derjenige der Wüste Sahara. Wer von uns Europäern in einem gut geheizten amerikanischen Wohnraum weilt, leidet nach kurzer Zeit unfehlbar an Atembeschwerden; die Haut wird ausgetrocknet wie Pergament und beginnt sich mit einem fast schmerzhaften Empfinden zusammenzuziehen, da ihr die außerordentlich trockene Luft alle Feuchtigkeit entzieht. Ohne die nötige Feuchtigkeit wird die Haut jedoch leicht runzlig und faltig. Nun weißt die „Air conditioning“-Industrie in einem ungeheuren Maße auf diesen Zustand hin, daß die englischen und irischen Frauen, die wegen ihres schönen Teints weltberühmt sind, diesen Vorzug dem außerordentlich feuchten Klima verdanken, in dem sie leben. So wird die Schwäche der amerikanischen Frau, der ihre Schönheit über alles geht, klug ausgenutzt. Immer mehr künstliche Klimaanlage werden in Privathäusern eingeführt. Eine Hausfrau aber, die die Erhaltung ihrer Schönheit nicht locken sollte, oder die sie zu erhalten hat, wird angezogen von der Anpreisung, daß in ihrem Heim Vorhänge und Möbel frei von Staub bleiben werden, daß ihre Stühle infolge der übermäßigen Austrocknung nicht mehr aus dem Heim gehen, Möbel nicht länger Sprünge aufweisen werden, daß Treppen und Böden nicht mehr vergilben, Blattpflanzen nicht mehr vorzeitig abwelken und Klaviere jahrelang gestimmt bleiben werden.

Die „vollkommene“ Ehe

Nach Berechnung der Industrie wird innerhalb der nächsten zehn Jahre der durchschnittliche Städter nach seinem Schlaf in reiner Luft mit erquickten Nerven erwachen, in einem Zimmer frischfaden, dessen Temperatur gute Laune und Wohlbefinden steigert, wodurch Gefährdungen auf ein Minimum verringert werden dürften. Er wird, da er am Rande der Stadt lebt, mit einem luftgekühlten Zug zu seinem Büro fahren, wo er in einer erfrischenden Atmosphäre arbeiten wird, während in den Straßen drückendste, entnervende Schwüle herrscht. Seine Frau wird in luftgekühlten Warenhäusern, unbeschwert von Hitze, ihren unzähligen Besorgungen nachgehen, und den Abend werden sie gemeinsam in einem Restaurant, Theater oder Kabarett verbringen, die sämtlich mit selbst fabriziertem Wetter ausgestattet sind, unbeeinträchtigt von der Jahreszeit. Sie werden tanzen, ohne sich zu erhitzen und ohne fürchten zu müssen, daß der Kragen des Abendanzuges bald einer Riechharmonika gleichen wird.

In fünfzig Jahren, so behaupten noch größere Enthusiasten, wird das „Zubereiten“ der Luft nach Wunsch so allgemein sein wie heute elektrisches Licht. Dem Weiken wird die neue Erzeugungsmöglichkeit, in ganz anderem Maße in die Tropen einzudringen und sie zu seinem ständigen Aufenthalt zu machen. Welchen Einfluss der stete Aufenthalt in richtiger Luft und Temperatur auf Gesundheit und Lebensdauer des Menschen ausüben wird, ist gar nicht abzusehen. Niemand kann ausdenken, was diese neue Erzeugungsmöglichkeit der Technik bringen wird.

Zwei Ehepaare entführt / Von einer Ferienreise nicht zurückgekehrt

New York, 22. Juni. Seit Wochen findet in sämtlichen Südstaaten eine fieberhafte Suche nach zwei Ehepaaren statt, die seit einem Monat unter merkwürdigen Umständen verschwunden sind. Sämtliche Einwohner beteiligen sich an der Suche, da man befürchtet, daß die Ehepaare einem Verbrechen zum Opfer gefallen sind. Der Gouverneur Englands von Neu-Mexiko hat die Absicht, jetzt auch die Nationalgarde des Staates Neu-Mexiko an dieser Suche teilnehmen zu lassen.

Zu der Entführung wird u. a. berichtet, daß die beiden Ehepaare Mr. und Mrs. Vorius und Mr. und Mrs. Seiberer gemeinsam von einem Ferienaufenthalt, den sie in Kalifornien verbracht hatten, in ihr Heim nach Illinois zurückkehren wollten, plötzlich verschwanden. Lange Zeit hatte man zu-

nächst von den vier Amerikanern überhaupt keinen Anhaltspunkt, bis man ihren Wagen in Dallas im Staate Texas leer auffand. In dem Wagen selbst war nichts mehr zu finden, weder ein Koffer noch irgendwelche Papiere.

Das letzte Lebenszeichen, was man von den Ehepaaren hat, ist eine Postkarte aus Albuquerque, die am 22. Mai abgestempelt worden ist. Merkwürdigerweise wurde in der letzten Woche in den Staaten Arizona und Texas beobachtet, daß eine ganze Anzahl Scherben mit der gefälschten Unterschrift des verschwundenen Vorius auftauchten. Die Behörden sind der Meinung, daß die vier Personen Verbrechern in die Hände gefallen sind, die aus der Entführung Geld schlagen wollen.

Eine Münze wird „befeigt“

New York, 22. Juni. Für die Sicherung einer der größten Münzwerkstätten der Welt, der amerikanischen Münze in Denver im Staate Colorado, hat das Schatzamt 200.000 Dollar gefordert. Die Münze würde mit dieser Summe gegen jeden noch so geschickten Angriff von Banditen gesichert werden. Außer einem riesigen Stahlgitter, mit dem das Gebäude umgeben werden soll, wird die Münze in ständiger ununterbrochener Radioverbindung mit der Garnison von Denver und der Polizei stehen. Außerdem werden im ganzen Gebäude Gasbomben-Alarmvorrichtungen angebracht und Maschinen-gewehrposten eingebaut.

Zugzusammenstoß in Rio — 3 Tote, 20 Verletzte

Rio de Janeiro, 22. Juni. Infolge dichten Nebels stießen am Freitag zwei Vorortzüge der brasilianischen Zentralbahn in einem Außenbezirk Rio de Janeiro zusammen. Bei dem Unglück wurden drei Personen getötet und etwa 20 verletzt. Durch den Zusammenstoß der beiden Züge wurden die Gleise so blockiert, daß sämtliche von außerhalb kommenden Vorortzüge auf der Strecke liegen bleiben mußten. Auf einem Vorortbahnhof versuchte die Menge, den Bahnsteig zu stürmen, so daß die Polizei eingreifen und Ordnung schaffen mußte.

Verlieren Sie keinen Ferientag

Seien Sie vorsichtig und behutsam. Gehen Sie nie mit nassem Körper in die Sonne. Reiben Sie vor jedem Sonnenbad Ihren Körper gut mit NIVEA-CREME oder NIVEA-OL ein. Sie vermindern dadurch die Gefahr des Sonnenbrandes, der Ihnen arg zu schaffen machen kann. NIVEA gibt Ihnen schöne, gesunde Hautbräunung. Darum NIVEA nie vergessen! NIVEA-CREME wirkt bei Hitze angenehm kühlend, NIVEA-OL hingegen schützt an heißen Tagen vor zu starker Abkühlung.

CREME: Lit. 0.50 bis 3.75 / OL: Lit. 2.50 und 4.25



seine Unternehmungen. Die technischen und industriellen Werke, die er von seinem Vater geerbt hatte, warfen ihm reichen Gewinn ab. Aber über all das ging der gute Ruf des als liebenswürdig und edelmännisch bekannten jungen Barons.

„Mir unbegreiflich, wie Ralf zu seinem Entschluß kommt“, meinte Detting nachdenklich. „Aber das wird sich doch ändern lassen. Das arme, kleine Mädchen, es tut mir wirklich leid. Sie fühlt sich wohl noch verpflichtet, ihr Glück zu opfern...“

„Landsberg ist abgereist“, sagte Edith leise. Er kommt erst in einigen Wochen zurück. Er schreibt ihr täglich. Er hält natürlich Ralfs Entschluß nicht für endgültig. Ich muß heute Abend mit ihm darüber sprechen...“

„Selbstam bleibt seine Weigerung“, meinte Detting nachdenklich. „Er ist doch sonst so gutherzig, hilft überall so gern. Wenn ich noch daran denke, wie er uns damals geholfen hat...“

Edith horcht auf.

„Uns geholfen, Ralf?“

Detting lächelte.

„Nun ja! Heute kann ich es dir erzählen, Edith! Als damals Hartmann um dich warb, sagte ich ihm, daß wir vor dem Ruin ständen...“

„Nein! Nein!“ Edith schrie auf.

„Sei nur ruhig, Kind!“ begütigte Detting lächelnd. „Heute ist ja alles wieder gut! Ich sagte damals Hartmann, daß wir vor dem Ruin ständen, daß du arm wärest, daß ich nicht mehr aus noch ein hätte. Aber er kam mir zuvor! In unendlicher Feinheit und taktvoller Weise hat er unser Wert neu finanziert und sich gleichzeitig unseres Geschäftes mit neuen, modernen Methoden so angenommen, daß heute die Werke Detting und Hartmann fester stehen als je zuvor!“

Edith war aufgesprungen.

Ein Schuldgefühl, drückend und schmerzhaft wie noch nie, nahm von ihr Besitz.

„Papa! Um Gotteswillen! Warum sagtest du mir nie etwas davon!“

Detting sah sie erstaunt an.

„Rege dich doch nicht wegen dieser alten Geschichten auf, Kind! Es ist ja alles, alles vergessen! Ja, warum sagtest du es dir nicht? Richtig! Ralf hat mich darum. Du solltest kein Gefühl der Dankesschuld ihm gegenüber haben. So war es wohl. Ein kleiner und vornehmer Mensch, dein Mann!“

„Aber um Gottes willen, was hast du denn, Kind? Ist dir der Gedanke so schrecklich, daß Ralf uns geholfen hat? Nein! Nun sei aber doch vernünftig! Und jetzt muß ich gehen, ich habe noch eine wichtige Sitzung. Also, ich denke, die Sache wird sich einrichten. Gib mir bald Bescheid. Ich möchte mich nicht gern in Ralfs Entschlüsse mischen. Er ist an sich schon überarbeitet! Gut, daß er wenigstens, bevor der Sturm im Ruhrgebiet losgeht, noch ein paar Wochen Zeit hat. Liebe wohl, mein Mädchen!“

Ein herzlicher Kuß, dann war der Vater gegangen.

Edith sah noch immer fassungslos auf demselben Fleck. Was hatte der Vater gesagt? Sie wären ruiniert gewesen, wenn nicht Ralf... schrecklich!

Und sie hatte ihm ins Gesicht geschrien, daß sie ihn für einen Mitgiftjäger hielt, daß er sich durch eine Heirat mit ihr eine gesellschaftliche Position schaffen wollte... mein Gott!

Wo hatte sie nur ihre Augen, ihre Ohren gehabt! Und das Geld? Ihr Geld? Ihre Mitgift?

Für ihren persönlichen Bedarf, für ihre Kleidung, ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen hob sie monatlich von einem auf ihren Namen eingerichteten Bankkonto Zinsen ab. Sie hatte reichlich und wohllos verbraucht, vor allem in der letzten Zeit.

Jetzt kam ihr das alles zum Bewußtsein.

Ralf hatte das Konto eingerichtet. Damals. Er hatte ihr die Schmach ersparen wollen, um Geld bei ihm zu bitten, hatte getan, als sei das Vermögen, das auf der Bank ruhte, ihr Geld. Hatte ihr neulich noch eine Barabrechnung gezeigt. Küß, hüßlich. Und sie nahm, ohne zu wissen, daß er sie damit beschenkte, wie nur ein Mensch den andern beschenken kann.

Langsam kam eine brennende Rote in ihr blaßes Gesicht. Wie sollte sie das je wieder gutmachen? Aber auch ein fester Entschluß war in ihr. Heute mußte Klarheit werden. Sie würde ihn fragen, würde ihm sagen — was?

Ein dumpfes, schmerzliches Gefühl sah in ihrem Herzen. Der Gedanke, sich zu demütigen, ihren Mann um Verzeihung zu bitten, war noch nie so stark und bewußt in ihr gewesen.

Sie ging zum Telefon und ließ sich mit den Dettingwerken verbinden. Bald meldete sich ihr Mann:

„Ralf?“

Ein kühles „Ja, Edith, bitte?“

Sie versuchte, ihrer Stimme Heiterkeit zu geben und Festigkeit. Sogar zu einer Witzfrage nahm sie ihre Zuflucht.

„Frau von Restrup beabsichtigt, heute Abend bei mir den Tee zu nehmen. Bitte, komm doch auch. Frau von Restrup fragte nach dir, sie wollte dich um etwas bitten. Ralf, bitte, sie hat mir so geholfen, als ich krank war. Kannst du nicht kommen?“

Angstvoll wartete sie auf die Antwort. Wenn er wieder eine Sitzung hatte.

Ein kurzes Ueberlegen.

Dann seine ruhige, gleichgültige Stimme:

„Es wird sich wohl um die Aktien handeln, die ihre Mutter hat? Sie sprach neulich davon! Gut, ich komme! Um neun Uhr!“

Edith hängte aufatmend ein.

Es kam ihr kaum zum Bewußtsein, daß sie gelogen hatte. Den eigenen Mann, der ihr fremder war als der Fremdeste!

Aber wenn er nur kam!

Sie freute sich, als er von den Aktien sprach. Ein glücklicher Zufall, der ihr gut zu Hilfe kam!

Sie dachte an die kleine Sonja! Nein, um das Glück zu kämpfen, einen guten Menschen froh zu machen, war ihre Haltung schon erlaubt.

Sie rief die Adälin.

„Bereiten Sie eine kalte Platte vor“, sagte sie freundlich. „Mein Mann kommt früher heim heute.“

„Wo wollen gnädige Frau essen?“

„In meinem Zimmer, Anna.“

Sie ging hinüber in ihren Raum, der ihr unheimlich und einsam erschien. Erst, als sie die Vasen mit Blumen geschmückt hatte, herrlich duftenden Sommerrosen, erschien ihr der Raum traulicher und anheimelnder.

Mit aller Sorgfalt kleidete sie sich an.

Sie stand vor ihrem Spiegel und sah sich an, lächelte dabei über ihre Eitelkeit. Vagelte mit einer Spur von Witterkeit in diesem Rästel.

Warum wollte sie sich schmücken?

Ralf sah doch nicht, ob sie blaß aussah oder bles oder jenes Kleid trug.

Trotzdem legte sie ein elegantes Hauskleid aus mattgelben Seiden an, daselbe, in dem seiner Zeit ihre erste Auseinandersetzung mit Ralf stattgefunden hatte.

Flüchtig dachte sie daran, aber das hinterließ keine Spur.

War sie nicht schön? Schön genug, um einen Mann, der sie einmal geliebt hatte, wiedergewinnen?

Weit öffnete sie die Türen zum Balkon.

Es war schon dämmrig geworden, schwere, milde Sommerwinde kamen zu ihr herein, weckten ein sehnsüchtiges Verlangen, gemischt aus Entsetzen, Schmerz und Hoffnung. Immer hatte sie schon die Sommerabende so empfunden.

Unbeweglich stand sie lange Zeit.

Ein leises Atmen hinter ihr.

Sie wandte sich um.

„Ralf?“ sagte sie erschrocken.

„Verzeih!“ meinte der Mann ruhig. „Ich kam etwas früher. Ist Frau von Restrup schon da?“

„Nein — sie — sie sagte ab. Bitte, komm! Wir wollen essen!“

(Fortsetzung folgt)

Der weiße König von Arabien

Rebell im Dienste Englands — Oberst Lawrence — der Totengräber der alten Türkei • Von Hanns Fraemhgen

(Achte Fortsetzung*)

Und in diesen Strudel werden Deutsche gerissen. So sah sie Lawrence im wirren Durcheinander der aufständischen Wüste:
„Sie waren zweitausend Meilen von ihrer Heimat entfernt, ohne Hoffnung im fremden, unbekannten Land, in einer Lage, verzweifelt genug, um auch die stärksten Nerven zu brechen. Dennoch hielten ihre Truppen fest zusammen, geordnet in Reih und Glied, und steuerten durch das wirr wogende Meer von Türken und Arabern wie Panzerschiffe, schweißsam und erhobenen Hauptes. Wurden sie angegriffen, machten sie halt, nahmen Geschützstellung und gaben wohlgezieltes Feuer. Da war keine Hast, kein Geschrei, keine Unsicherheit.“

Im Morgengrauen reitet Lawrence in Deraa ein. Auch Kaisal zieht in Deraa ein, in einem Panzerwagen sitzend. Voran die Panzerautos.

Bald kommen auch die Engländer an, und es ergeben sich die ersten Reibereien zwischen den ungleichen Bundesgenossen.

Lawrence ist mit einem Male müde und erschöpft.

„Zur Nacht lagerte ich mit meinen Reuten auf dem einklinigen Klugplatz. Bei den halb niedergebrannten Schuppen larmten sie und stritten sich nach Herzenslust, veränderlich und leicht erregbar wie der Spiegel des Meeres. Abduallah brachte mir — zum letzten Male — den nach seiner Art gekochten Reis in der silbernen Schale. Nachdem ich gegessen hatte, versuchte ich, meine Gedanken in die Ferne der Zukunft zu richten. Aber mein Geist war ebenso leer, meine Träume erloschen wie Kerzen im Sturmwind des Erfolges. Vor mir lag unser Ziel, schon zu nahe, um noch ein Ziel zu sein, doch hinter mir lag das Werk zweier langer Jahre, und alle Mühsal war vergessen oder verklärt. Namen klangen mir durch den Sinn, alle herrlich in der Erinnerung. Aber die Menschen waren anders geworden. Der Tod hatte die Besten und Edelsten hinweggerafft, und die neue Gelpreiztheit derer, die übrig geblieben waren, verlebte mich.“

Das Inferno von Damaskus

Es hält ihn nicht in Deraa. Er fährt im Wagen der englischen Armee nach Damaskus nach.

Bald hat er sie eingeholt und reitet voraus, nicht begreifend, mit welcher Vorsicht und Vangsamkeit sich General Barrow vorwärts tastet, immer noch in Furcht vor neuem türkischem Widerstand.

In Damaskus ist inzwischen ein wahres Inferno losgebrochen. Es wird Schauplatz eines der größten Blutbäder der neueren Weltgeschichte.

*) Siehe „M. D.“ Nr. 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144.

Von allen Seiten sind die aufständischen Araber in die Stadt gedrungen, in deren Häusern sich noch zahllose türkische und deutsche Abteilungen festgesetzt haben. Araber, Engländer, Türken stehen und schießen sich gegenseitig nieder. In einem Hause sind oft mehrere Parteien verschanzt. In einem Teil nisten Araber, im andern Engländer und in den oberen Stockwerken Türken und Deutsche.

Niemand kennt sich aus, niemand weiß, ist es Freund oder Feind, der nebenan, darüber oder darunter haust? Aus allen Rissen knallt es, aus jedem Winkel laufen die Dolche. In den Straßen wird gekämpft. Versprengte türkische und deutsche Abteilungen suchen in der syrischen Hauptstadt letzten, hoffnungslosen Unterschlupf.

Ein irrsinniger Blutausch hat die Weltstadt in der syrischen Wüste ergriffen. Es wird nicht mehr zwischen Freund und Feind unterschieden. Die Araber, zu denen sich hier die großstädtische Unterwelt gesellt, schneiden kurz und bündig alle Hälse durch. Im übrigen sind sie der Ansicht, daß Damaskus ihre Beute ist.

Sie wissen wohl gar nicht, wie sehr sie sich irren. Die Engländer haben bereits auf dem Vormarsch und in Deraa gezeigt, daß sie nicht daran denken, jeht im Augenblick des Sieges die Araber als Verbündete zu behandeln, sondern als Unterworfenen.

Urens! Urens!

So bietet sich dem Ankommenden die nächtliche Stadt: der Himmel über ihr steht in Flammen. Die Erde zittert. Gelbe Feuerarben sprigen über den Horizont dahin. Es ist, als würden ganze Stadtteile in die Luft geschleudert. Die Deutschen sprengen die Munitionsdepots. Lawrence muß mit Gewalt seine arabischen Offiziere zurückhalten, die sich sofort in das lodende Chaos stürzen wollen, ungeachtet aller Gefahren.

Auf dem Rathaus weht schon die arabische Flagge, unter ihrem Flattern marschieren die letzten geschlossenen deutsch-türkischen Formationen ab. Ein General salutiert ironisch.

Damaskus brüllt, mordert, feiert.

Draußen vor den Toren steht ein Mann, der sich seines Zitterns nicht wehren kann. Soll die Stadt des Glanzes, die strahlende Sehnsucht zweier hüllenreicher Jahre, jetzt in Flammen aufgehen? Soll er seine Füße nur auf die Asche von Damaskus setzen? Das da vor ihm ist ein Krater.

Aber Lawrence kann beruhigt sein. Die Deutschen sehen Syriens Hauptstadt nicht in Flammen, wenn sie sie preisgeben müssen. Nur die Magazine explodieren. Und als der Morgen anbricht, sieht Lawrence überwältigt Gärten in prangendem Grün, „überdünstet vom frühen Rebel des Flusses,

und durch Schleier schimmert die Stadt, herrlich wie je, eine Perle in der Morgenionne. Vom Aufruhr der Nacht nichts mehr zu sehen als eine träge, hohe Rauchsäule, die in mürrischer Schwärze aus dem Speichergelände von Radem, der Kopifikation der Hedjassbahn, aufsteigt.“

„Damaskus heißt Euch willkommen!“ ruft der Reiter, den das neue Stadtoberhaupt dem großen Abenteuer entgegengeandt hat. Schon am Vortage, während Deutsche und Türken noch die Depots in die Luft sprengten, ist es zu Balgereien zwischen den arabischen Würdenträgern gekommen.

Als Araber reitet Lawrence in Damaskus ein. Ein indischer Unteroffizier verhaftet ihn. Nach diesem Zwischenfall fährt er die langgezogene Straße zum Regierungsgebäude hinunter. Ein opernhafter Triumphzug.

In rhythmischem Gesang dröhnt der gutturale Klang der Männerstimmen: „Kaisal! Urens! (Lawrence)“ Darüber das Geschrei der freischenden Frauen. Ganz Damaskus singt Lawrence' Namen.

Derwische umtanzen den Rolls Royce, der sich langsam den Weg bahnt, rennen sich Lawrence zu Ehren Dolche in die Weiber. Die Frauen reißen die Schleier vom Gesicht. Ein Regen von Parfüm ergießt sich über ihn aus Fenstern und von Balkonen. Solch einen Tag hat Damaskus noch nicht erlebt.

Und hinter der jubelnden Fassade knallen noch in allen Häuserwinkeln die Schüsse, bohren sich die Dolche in den Rücken verzweifelter Kämpfer, die blut- und drecküberfrachtet immer noch scharenweise aus der Wüste in Damaskus enttrefen und sich festsetzen, um das spärlich flodernde Leben bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen. Auf der Hauptstraße verfinstert ein Sieger unter Blumen, in den Nebentrassen türmen sich Leichenhaufen und verwesene Kadaver.

Schluss folgt

Der neue Hauptmann-Prozeß

Die Verteidigung bringt nicht weniger als 200 Berufungsgründe vor

Trenton (New Jersey), 22. Juni.

Vor der Berufungskammer des höchsten New Yorker Gerichtshofes begann dieser Tage die Verhandlung gegen den wegen Entführung und Ermordung des Lindbergh'schen Babys zum Tode verurteilten Bruno Richard Hauptmann.

Hauptmann selbst wird bei der Verhandlung nicht zugegen sein. Die zu entscheidende Frage, ob die Berufung verworfen oder aber ein neuer Prozeßtermin angelegt werden soll, wird von den Verteidigern des Verurteilten und Vertretern der Staatsanwaltschaft vor einem Tribunal debattiert werden, das aus Richtern des obersten Gerichts von New Jersey besteht.

Hauptmanns Verteidiger haben bereits angekündigt, daß, sollte die Berufung abgelehnt werden, der Fall dem Obersten Bundesgericht zur Entscheidung vorgelegt werden würde. Ungefähr zweihundert verschiedene Gründe werden aus dem in der kleinen Kreisstadt Flemington stattgefundenen Mordprozeß von der Verteidigung ins Feld geführt. Als Hauptgrund für eine Neuverhandlung wird das Plädoyer des Oberstaatsan-

walts David T. Wilentz angeführt, das sich weit von den Zeigenaussagen in der Beweisaufnahme entfernt und die Geschworenen ungebührlich beeinflusst habe.

Die Verhandlung gegen Hauptmann sei ein „Zirkus Maximus“ gewesen, in der „der Geist des Böbelhaufens“ gebericht und die tägliche Anwesenheit des Obersten Lindbergh eine für den Angeklagten ungünstige Atmosphäre geschaffen habe. Die Geschworenen wären nicht genügend abgesondert und allzusehr den Meinungen der Volksmenge ausgesetzt gewesen. Dem Richter Thomas W. Trenchard wird Voreingenommenheit vorgeworfen. Trenchard habe in seiner Instruktion an die Geschworenen nicht weniger als zwanzig „Fehler und Irrtümer“ begangen.

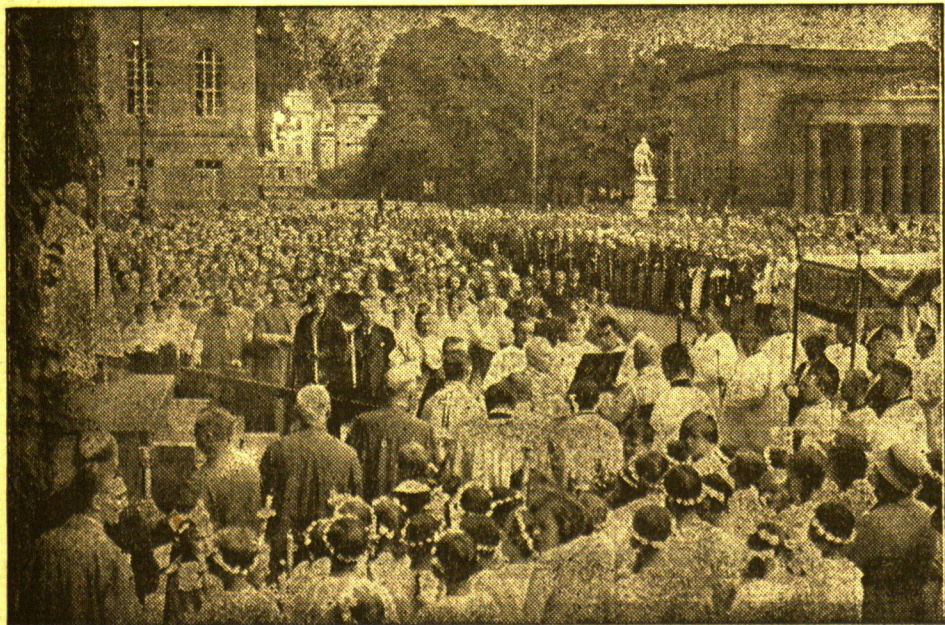
Der Prozeß gegen Hauptmann begann am 3. Januar dieses Jahres und endete am 13. Februar mit dem Schuldspruch des vorsätzlichen Mordes lediglich auf Grund von Indizienbeweisen. Am Tage darauf wurde Hauptmann zum Tode auf dem elektrischen Stuhl verurteilt und kurze Zeit später in eine Todeszelle des Staatsgefängnisses in Tren-

ton, New Jersey, überführt. Die Verhandlung erregte großes Aufsehen.

Der jetzige Hauptverteidiger ist der Anwalt G. Elwood Fisher. Auch ihm sind an der Verteidigung beteiligt Anwalt Rosecrans und die früheren Richter Pope und Oberwager. Oberwager wurde hinzugezogen, um die von dem früheren Hauptverteidiger Edward J. Neilly gerichtliche eingeklagten Anwaltsgebühren von 2000 Dollar zu bekämpfen. Sollte das Gesuch um eine Neuverhandlung abschlägig beschieden werden, so steht dem Angeklagten noch eine Berufung an das Oberbundesgericht und, falls auch dieses gegen ihn entscheiden sollte, ein Begnadigungsgesuch an den Gouverneur des Staates, Harold G. Hoffman, offen.

Da sich die Ferien der Appellationskammer verzögernd auswirken, werden die vierzehn Berufungsrichter ihre Entscheidung wahrscheinlich nicht vor September abgeben. Solange wird also auf jeden Fall die Gnadenfrist Hauptmanns dauern. Die Richter werden ihre Entscheidung durch Mehrheitsbeschluß fällen. Zur Umföhung des Todesurteils ist also notwendig, daß sich acht Richter gegen dieses aussprechen.

Paris, 22. Juni. In Frankreich beabsichtigt man an dem vollkommen verlassenen und vergessenen Grabe Leonardo da Vincis eine große Statue zu errichten. Der italienische Meister verstarb 1519 in Frankreich.

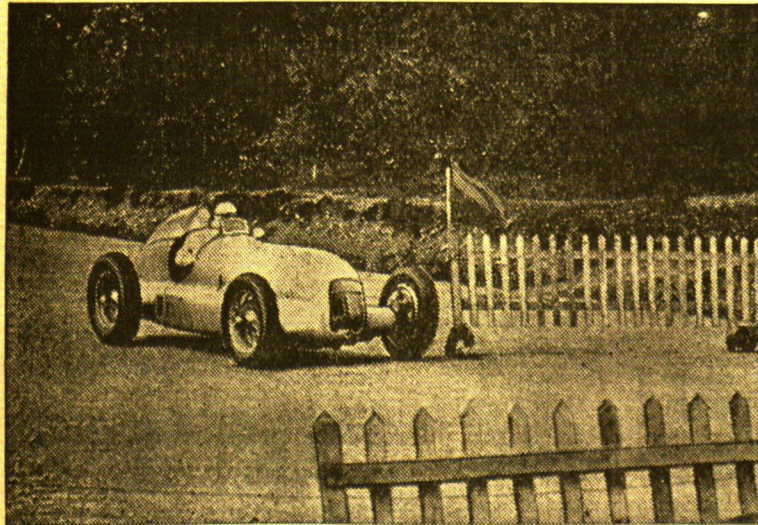
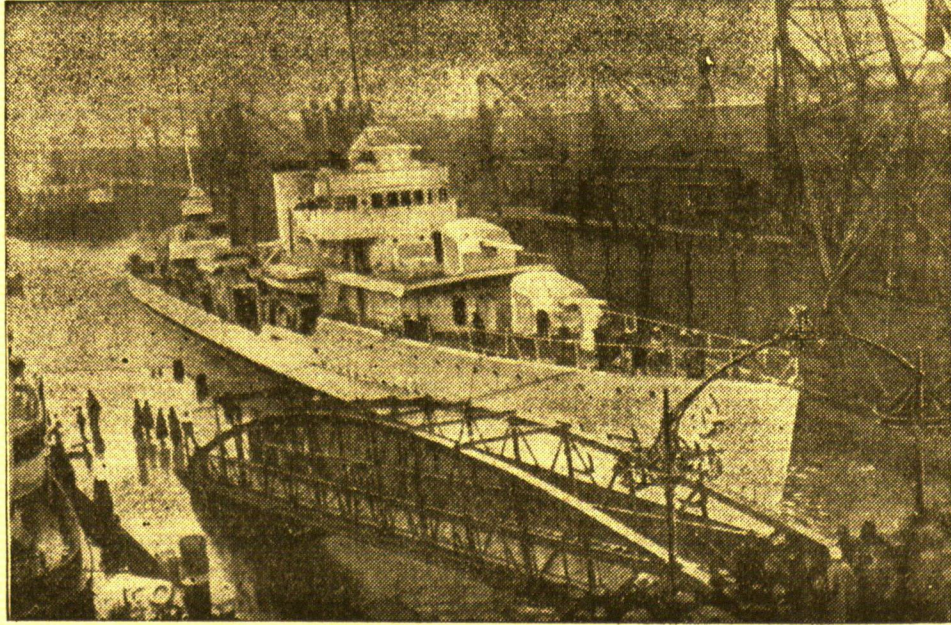


Links: Fronleichnamsfest in Berlin

Wie alljährlich versammelten sich am Fronleichnamstag die Katholiken der Reichshauptstadt in der St. Hedwigs-Kathedrale zur Prozession. Unter Bild zeigt die Prozession vor dem Altar an der Staatsober während der Evangeliumsverlesung.

Rechts: Amerikanisches Kriegsschiff besucht Bremen

Der amerikanische Zerstörer „Ahlwin“, der eine längere Übungsfahrt in europäischen Gewässern ausgeführt hatte, lief dieser Tage den Hafen von Bremen an. Unter Bild zeigt den amerikanischen Zerstörer im Hafen von Bremen.

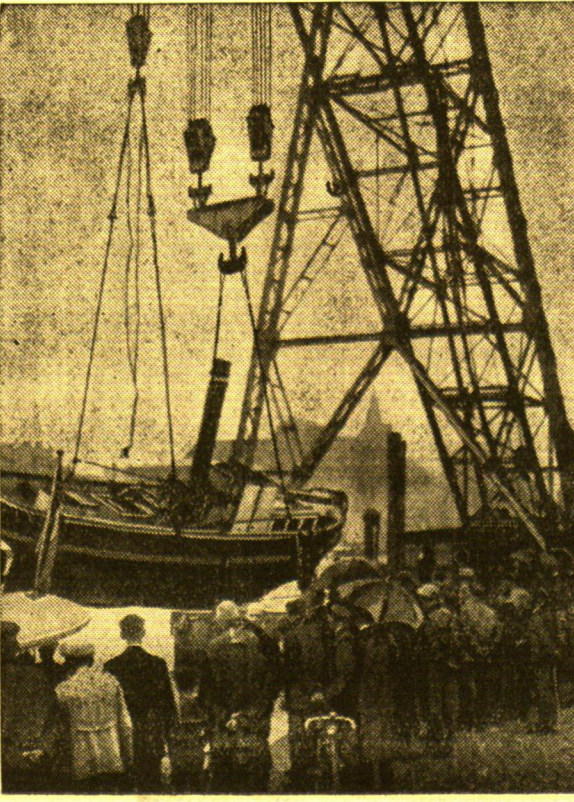


Bäume auf französischer Rennbahn

Um zu hohe Geschwindigkeiten zu verhindern und dadurch die Sicherheit für das Publikum zu erhöhen, sind auf der Bahn von Vinas-Montlhern, wo am kommenden Sonntag der „Große Preis von Frankreich“ ausgetragen wird, Polzähne aufgebaut worden, die schwierig zu fahrende Kurven bilden. Unter Bild zeigt den deutschen Rekordfahrer und Eifflieger Rudolf Caracciola beim Umlaufen eines Hindernisses.

Rechts: Ihm fällt selbst das Schwere leicht

Im Stettiner Hafen sank aus bisher noch ungeklärter Ursache ein Schlepper. Der große Schwimmkran der Stettiner Ober-Werke konnte in kurzer Zeit das Schiff wieder heben und an Land befördern. Unter Bild zeigt den Kran beim Bergen des Schleppers.



Universitätsprofessoren auf der Wischenbahn

Bei den Ausscheidungskämpfen der kurmärkischen Studenten in Berlin bestritten auch die Universitätsprofessoren einen Dreikampf — ein schönes Zeichen der Verbundenheit im Sport zwischen Lehrer und Schüler. — Unter Bild zeigt die Professoren nach dem 100-Meter-Lauf, den Professor Niedermeyer (ganz links) in der Zeit von 14,7 Sekunden gewinnen konnte.

den Anzeigen- und Kalkulations-Archiv-Inhaber, Sauter
in Memel.

